

Leben und Dichten

Joh. Christ. Günther's.

Ette Noquette.

Stuttgart.

A. O. Gellert's Verlag.

1860.

1722

August Koberstein

in dankbarer Verehrung

erschienen



Inhalt.

	Seite
Einleitendes Vorwort	VII
Erstes Kapitel.	
Haus und Schule. Theodorins	1
Zweites Kapitel.	
Erste Liebe. Abschied von Schweitling	17
Drittes Kapitel.	
Hüttenberg. Venerabile Matrone. Günthers Gastmahl	25
Viertes Kapitel.	
Jugend. Paulbach Mühle. Das Gedicht auf den Arien	46
Fünftes Kapitel.	
Gesamtheitstrachtung der Dichtungen Günthers. Die Saiten	66
Sechstes Kapitel.	
Günther am See in Tübingen. Venerat noch einmal	105
Siebentes Kapitel.	
Verdau. Viehes Leben und Anfang des Sten	117
Achtes Kapitel.	
Kreuzung. Philie. Vogelkutenleben	131
Neuntes Kapitel.	
Jena. Letzte Gedanken und Tod	141
Zehntes Kapitel.	
1. Ausgaben	148
2. Urtheile der Zeitgenossen	150
3. Steinboch, Günthers erster Biograph	153
4. Die Gensbüchler von Steinboch	157
5. Die untergeordnete Selbstbiographie Günthers	161
Anhang.	
Auswahl aus Ghs. Günthers Gedichten	165



Einleitendes Vorwort.

Günther nimmt in der Literaturgeschichte eine so selb-
ständige und vereinsamte Stellung ein, daß der Versuch, den
Charakter seiner Poesie aus einer vorgehenden Epoche zu ent-
wickeln, vergeblich sein würde. Die Herrschaft der schlesischen
Poesie in der deutschen Literatur, hauptsächlich repräsentirt
durch die vier Namen Lysis, Andreas Gryphius, Hoffmanns-
waldau und Lebenstein, hatte fast ein Jahrhundert gedauert,
aber mit dem Tode des Letzteren eine Grenze gefunden. Der
Mutus der Schleißer, als eines vorwiegend dichterisch begabten
Volkstammes dauerte noch lange fort, gedichtet ward auch,
besonders auf geistlichem Gebiet, noch außerordentlich viel,
die poetische Kraft jedoch war hier verfliehet, wie sie im übrigen
Deutschland vergeblich gesucht wurde. Die Zeit zwischen Leben-
steins Tode (1683) und Günthers Auftreten umfaßt ein
Menschenalter, in dem das Feld der Poesie brach zu liegen
schien. Und als der Letztere zu singen begann, war sein Ton
so verschieden von dem der einstigen Stimmführer, so neu
und ungehebt überhaupt in der Literatur, daß sich kein Zu-
sammenhang mit seinen Vorgängern nachweisen läßt. Er
kennnte sich als Jüngling an den Werken derselben begeistern,
sie in seinen ersten dichterischen Proben auch wohl nachahmen,

aber wo er selbständig auftritt, gibt es für ihn keine Aus-
 lehnung an Betrachter: mehr. Er schöpft rein aus sich
 selbst, und darin liegt seine literaturgeschichtliche Bedeutung.
 In ihm tritt seit Jahrhunderten zum erstenmal wieder der
 Mensch mit seinem inneren Reien in die deutsche Poesie,
 zum erstenmal läßt sich, auhast der Gelehrsamkeit, das Pathos
 der Leidenschaft hören. In ihm erschließt sich die Tiefe des
 Gemüths, spricht sich schrankenlos jedes Gefühl der Menschen-
 natur aus, zeigt sich, wie nie vorher, eine volle Individualität.
 Seine Poesie wurzelt in seinem Leben, und der Kampf seiner
 dichterischen Natur mit dem Leben ist der ganze Inhalt seiner
 Poesie. Aber ist bei einer Biographie Gantners die Charak-
 teristik der Cultuurverhältnisse seiner Zeit von ungleich größerer
 Wichtigkeit als die Darstellung der vorübergehenden, oder gar
 der verwechselten gleichzeitigen Literaturreinungen.

Deutschland krankte auch noch am Anfang des achtzehn-
 ten Jahrhunderts an den Nachwehen des dreißigjährigen Krie-
 ges. Das bürgerliche deutsche Leben war vöthig dämpf und
 todt für jedes geistige Interesse. Gesehen wurde nichts, hö-
 rens Beüßen oder jene elenden Reimerien, die sich für
 religiöse Poesie ausgaben, und deren Kluth noch immer un-
 abziehbar aus dem siebzehnten Jahrhundert herüber schwell.
 Die Gesänge der besten Kirchenliederdichter wurden der schlech-
 testen Volksfrucht unterscheidungslos an die Seite gesetzt.
 Hand in Hand damit ging eine innere Koeit und obstinate
 Pedanterie, die bei der strengen Scheidung der Stände, sich
 nur immer mehr auf den Schlenkerian stützte. Was aus den
 höheren Ständen in die tieferen Schichten drang, konnte nur
 in absterbender Weise auf diese wirken.

Der Adel hatte die französische Sitte der Weis angenommen, französische Zerrade, französischer Ton genügte ihm für gebildet zu gelten. Unter diesem Tockmantel französischer Eleganz barg sich jedoch die tiefste Unbildung und Sittenlosigkeit. Wo das Bürgerthum mit solchen Erbscheinungen in Berührung kam, fügte es zu seinen übrigen Mängeln nur noch den der Enttöthlichung hinzu, oder es herrte sich rigoristisch ab und rettete seine deutsche Ehrlichkeit, ohne darum innerlich einen Schritt weiter zu kommen. Waren doch selbst diejenigen Anstalten, von welchen die Bildung hätte ausgehen sollen, in eine wahrhaft mittelalterliche Finsterniß zurück gesunken. An den Universitäten machte sich eine geistlose Gelehrsamkeit breit, ohne Streben, ohne den Gedanken an einen Fortschritt. Symptome des Besseren tauchten zwar auf (z. B. in Jena), das sich überhaupt vortheilhaft vor den übrigen Universitäten auszeichnete; aber sie wurden nicht verstanden, und hart bekämpft. Und während die Professoren gedankenleer den Glauben an tote Buchstaben lehrten, herrschte unter ihren Schülern brutale Jagellohigkeit und Gemeinheit. Daran nahmen nur Wenige Anstoss. Die Mehrzahl sah das akademische Leben nur als eine Zeit des wildesten Austobens an, um sich, nach Verschwendung der besten Kräfte, geisteschlaff hinter einen unthörichten Verus zu verkriechen. Wie viel Zeit mußte noch vergehen, ehe eine Rettung aus diesem tiefsten Verfall kommen konnte! Um so auffallender ist derselbe, da an Schulen und Gymnasien zum großen Theil ein besseres Streben herrschte, und, wenn nicht auf geistige Bildung in unserm Sinne, so doch auf Erhaltung bürgerlicher guter Sitte hingearbeitet wurde. Sowohl Schlessen, wie auch Sachsen,

hatte an seinen Schulen Männer aufzuweisen, deren Namen von gutem Ränge sind, gelehrte Schriftsteller, Kirchenliederdichter, die in ihrer Zeit zu den besten gehören. Aber so stark war die Andenkens gegen eingewurzelte Uebel, so abgenumpft das Gefühl auch der Besseren, daß der Gedanke, mit einer barbarischen Tradition zu brechen, wo er auftauchte, wenn nicht mit volliem Widerstreben, doch mit ängstlicher Verhütung aufgenommen wurde.

Es fehlte nicht an Stimmen, die vom zunächstliegenden ausgehend, auf Reformen im Einzelnen drangen — denn zu seiner Zeit war der Menschengeist in allen seinen Erscheinungen formen gleich erstarben. So machten sich auf religiösem Gebiet in Zruer und den Pietisten, und im Anschluß an sie, durch Thomassin in nationalem und wissenschaftlicherem Sinne, die ersten Spuren des Besseren bemerklich. Aber die Vertreter dieser Bestrebungen fanden außerhalb ihres engen Kreises nur Haß gegen die Neuerungsstucht und erbitterte Verfolgung. Diese Quellen sollten für lange Zeit nur spärlich und kaum bemerkt dahin rinnen durch den verödeten und unfruchtbar gewordenen Boden des deutschen Lebens.

Während sich so in den verschiedenen Schichten des Volkes die Arbeit und Fortkommenheit des Zeitalters unverhüllt zeigte, wurde dieselbe an den Höfen mit dem Kleide äußerlicher Geschäftigkeit verhüllt. Hier ahnte man das Beispiel des französischen Hofes nach, und jeder deutsche Fürst bestrebt sich einen Ludwig XIV., wenn auch nur im Kleinen zu spielen. Luxus, Herrigkeit, Verschwendung, französische Sprache, Trachten und Sitten, eine ganze fremde Culturmelt wurde kopiert abgetast. Man schämte sich der deutschen

Sprache, und konnte man sich ihrer nicht überall entziehen, so wurde sie mit soviel französischen Worten vermischt, daß auch sie dem allgemeinen Verderben anheim fallen mußte. Was an wahrhafter Bildung sich an dem glänzenden Hofe Frankreichs gesammelt hatte, davon kam wenig oder nichts über den Rhein. Gleichwohl gebot die Nachahmungssucht den deutschen Fürsten, auch der Kunst, nach dem Muster Ludwigs XIV. einigen Spielraum zu gewähren. Ein Verstandniß dafür zeigte sich freilich nirgends, sie war nur ein Luxusartikel, und nur in soweit von Interesse, als sie zur Verherrlichung der Hofeiste diente. Zwei deutsche Höfe gingen darin voran. Friedrich I., der erste König von Preußen, besoldete in Johann Vesser einen eigenen Hofpoeten zur Besingung festlichen Gelegenheiten, und hatte in Herrn von Caniz, der, in einer politischen Stellung, die Poesie nur als Nebenbeschäftigung betrieb, einen Schmeichler für seinen Hof. Als aber nach dem Tode dieses Königs sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., bei seinem Erbvertragssohne alle überflüssigen Hofbarren, und somit auch die des Hofpoeten, abschaffte, fand Vesser eine gleiche Stellung an dem sächsischen Hofe. Hier in Dresden entfaltete August II. einen Glanz, der den übrigen deutschen Verfassungen weit hinter sich ließ. Vesser bekam alle Hände voll zu thun, und hatte die Freude, seinem Schüler Ulrich König die Nachfolge in seinem Amte gesichert zu sehen.

In diesen beiden Dichtern Vesser und König, sowie in den ihnen gleichartigen, Caniz und Neukirch (Prinzen-erzieher am markgräflichen Hofe zu Ansbach), spricht sich die vom Hofleben beherrschte Gelegenheitspoesie der Zeit aus, die

überhaupt als der Gipfel der Poesie in ihrer Zeit betrachtet wurde. Eine nach dem Maaß der Franzosen glatte Form und abstrahierte Diction, dabei aber Gedankenarmuth, Gleichmuth, bis zur ekelhaftesten Kriecherei. Einen Inhalt hat diese Poesie nicht, es ist elende Keimerei, und oft kaum bricht aus der Glätte der Form die innere Noth hindurch. — Ganz abweichend von diesen steht ein Dichter, der mit viel größerem Rechte den Namen eines Dichters verdient, nämlich Brechtel. Er konnte sich in seiner unabhängigen Stellung (in Hamburg), ganz in die Betrachtung der Natur und Gotttheit vertiefen, und hätte bei seinem Talent die bedeutendste dichterische Erscheinung werden können, wenn er vielseitiger und menschlich tiefer gewesen wäre. Was ihm fehlte, besaß Guntbert, der einen ähnlich abgekehrten Standpunkt einnimmt, in vollem Maaße. In seinen Dichtungen entfaltet sich die ganze menschliche Tiefe, er ist der einzige wahre Dichter seiner Zeit. Demgemäß empfindet er ihre Mängel und Gebrechen, aber heillich theilt er dieselben wider sein besseres Wissen. Die Gewalt seiner Zügellosigkeit und Leidenschaft reißt ihn bis in den tiefsten Berührung und Laßern fort, und macht sein Leben zu einem ununterbrochenen Hin- und Her zwischen verschiedenen Naturen, die gleich hart in ihm vorhanden waren. Seine Zeit verstand die Leidenschaft seiner dichterischen Empfindung nicht, sie wandte sich von ihm, als von etwas Fremdem und Befremdendem ab. Wer ihn anerkannte, hielt sich an das, was er mit Andern gemein hatte. Erst die Nachwelt wurde ihm gerecht. Und selbst Goethe, der in der Ausprägung des rein Menschlichen in Guntberts Individualität eine Verwandtschaft mit

seiner eignen Natur erbliden mußte, in Wahrheit und Thätigkeit wieder an ihn erinnerte, ward ihm die Stellung in der Literaturgeschichte zu Theil, die ihm gebührt.

Die Hauptquelle für Guntbers Leben ist seine Biographie von Steinbach, 1738. (Siehe darüber das zehnte Kapitel dieses Buches.) Der Erste und Einzige der seitdem die Werke und den Lebenslauf unseres Dichters in einer besondern Schrift einsehend zu würdigen unternahm, ist Hoffmann v. Fallersleben („Leb. Chris. Guntber, ein literarhistorischer Versuch,“ wieder abgedruckt in den „Zenden zur deutschen Literaturgeschichte“ Band II.). Dem unermüdlischen Forscher bin ich zu großem Dank verpflichtet, da ich in seiner Arbeit manchen Anhaltspunkt für die meinige fand. Auch mein Urtheil über Guntber stimmt im Wesentlichen mit dem seinigen überein.

Taaen weicht meine Anschauung und Charakterzeichnung Guntbers mannigfach ab von dem Bilde, welches Gervinus (Gesch. der poet. National-Literatur, Band III. S. 340 ff.) von ihm entwirft. Die bis zur Ungerechtigkeit gehende Strenge des sonst hochgeschätzten Historikers hat nur harte Worte des Tadelö für die Mangel, ohne sich auf irgend welche Milderungsgründe einzulassen, oder zum inneren Verständniß des Dichters kommen zu wollen. Gervinus' Urtheil über ihn hat indeß bereits ein Gegengewicht erhalten in dem günstigeren von H. Prub („Göstinger Dichterbund“ S. 36) und von Moerheim („Grundriß der Gesch. der deutschen National-Literatur“ 1. Aufl. Band I. S. 666 ff., f. auch S. 669 Note 13).

Schließlich noch ein paar Worte über den poetischen Anhang dieses Buches. Bei dem Bestreben auch einem größeren Kreise von Gebildeten ein Interesse für die Guntberische Poesie zu erwecken, schien es mir nöthig außer den im Text mitgetheilten Bruchstücken noch eine Auswahl von Gedichten beizufügen. Dem Literaturhistoriker sind dieselben nicht neu, da aber, trotzdem daß in Werken über unsere National-Literatur oft viel Gutes über ihn gesagt wird, Guntber heutzutage in der Lesewelt fast ganz unbekannt ist, so wird es nicht überflüssig sein, den Einblick in seine Dichtung durch diesen Anhang zu erweitern. Dabei habe ich mir jedoch nicht nur die Auslassung mancher Strophen (zum Vortheil Guntbers und seines Lesers) erlaubt, sondern auch die Titel mehrerer Gedichte verändert. Ich glaubte mich dazu berechtigt, da es nicht einmal wahrscheinlich ist, daß Guntber diese meist sehr prosaischen Ueberschriften selbst gemacht habe. Seine Herausgeber, die sich so viel Veränderungen haben zu Schulden kommen lassen, werden auch hier eigenmächtig verfahren sein. Ebenso hielt ich es für unrathsam, die oft barbarische Schreibung beizubehalten. Sie ist durchaus inconsequent und willkürlich, ohne jede sprachliche Begründung. Der Leser läßt sich dadurch abichtreden, und hat von dem ernsthaftesten Gedichte oft den ganz entgegen gesetzten Eindruck. (Ich berufe mich dabei auf Hoffmann v. Fallersleben, „Kindlinge.“ Erstes Heft S. 4.)

Erstes Kapitel.

Haus und Schule. Theodosius.

Johann Christian Gunther wurde am 8. April 1695 in Striegau geboren. Seine Familie stammte nur von mütterlicher Seite aus Schlesien. Der Vater, Johann Günther, aus Wickersleben gebürtig, war lange Zeit umbergewandert, hatte sich endlich als Arzt in Striegau niedergelassen, und sich mit einer Breslauerin, Namens Anna Eichbinder verheirathet. Christian war der Erstling dieser Ehe, nur eine Schwester folgte ihm noch nach. Der Mangel einer evangelischen Kirche in Striegau brachte es mit sich, daß die Eltern ihren Knaben nach Gränowitz, einem Nleden im Fürstenthum Liegnitz, zur Taufe trugen, aus welchem Ort die Striegauer protestantische Gemeinde zur Verrichtung ihrer kirchlichen Andacht angewiesen war. Von den ersten Jugendjahren Christianns ist nur so viel bekannt, daß er, bei früh durchblickender Begabung, spielend lernte, und mit Eifer seinen Wunsch, zu studieren, aufrecht hielt. Der Vater unterrichtete ihn selbst, auch im Lateinischen und Griechischen, aber der außerordentliche Drang und die raschen Fortschritte des Knaben, weit entfernt, ihn zu freuen, machten ihn bedenklich. Bei seiner Mittellosigkeit schien es

ihm unmöglich, seinen Lohn studieren zu lassen, und so brach er, zum großen Leidwesen desselben, den gelehrten Unterricht plötzlich ab, um ihn einem Handwerk zu überweisen.

Petrachten wir den Charakter des alten Günther, der bestimmt war, in dem Leben des Sohnes eine so traurige und für einen Vater so ungewöhnliche Rolle zu spielen, schon jetzt etwas näher. Mächtige Reizgen des ersten Biographen, und reichhaltige, lebendig ausgesprochene Anspielungen des Dichters geben uns die Grundzüge zu seinem Bilde. Johann Günther war ein jedenfalls kenntnißreicher, dabei ehrenwerther und gottesfürchtiger Mann, eine streng bürgerliche Natur. Aber dabei geistig beschränkt, einseitig, bei seinen Vorurtheilen mit rücksichtsloser Consequenz beharrend. Jedes Abweichen von der gewöhnlichen Lebensbahn war für ihn ein Verbrechen, gegen das er in seinen Urtheilen hart und ungerecht, und wo es ihm persönlich nahe trat, in seiner Abwehr unbittlich bis zur Grausamkeit wurde. Er hatte sich durch eisernen Fleiß aus der Dürftigkeit zu einer bürgerlich geachteten Stellung heraufgearbeitet, aber Achtung war auch das Einzige, was er errungen. Sein Amt als Arzt und Physikus einer kleinen Stadt deckte mit seinen Einkünften nur die nöthigsten Bedürfnisse, er hatte mit fortwährenden Sorgen für den Unterhalt seiner Familie zu kämpfen. Bei einem starken Selbstbewußtsein machte ihn doch nur noch vorurtheilsvoller gegen Solche, die das Glück in einer von der seinigen verschiedenen Art zu handeln mehr begünstigte, es machte ihn in sich zurückgezogener und mit den Jahren nur eigenwilliger in seiner Aeußerungsweise. Dazu kam Mißtrauen gegen die Welt, seine Umgebung, vielleicht gegen sich selbst. Nicht fähig über

die Schranken seines sorgenvollen Lebens hinwegzusehen, war er ängstlich für die Zukunft der Seinigen. Das Glück hatte sein Streben nicht unterstügt, er glaubte nichts Besseres für seinen Sohn erwarten zu können, und wünschte den hohen Flug der Kindesseele eher im ersten Anlauf zu unterdrücken, als zu fördern. Der Unterstützung freigebiger Gönner wäre er nicht abgeneigt gewesen, hatte er ihr in seiner Jugend doch selbst vielleicht manches zu danken gehabt. Seine harte, trostlose Natur beugte sich in soweit unter die Knechtschaft seiner Zeit, daß er dem Höherstehenden und Einflußreicheren, wennalich niemals schmeichelte, doch eine größere Ehrfurcht zollte und den Willen desselben, wenn er nicht gegen die Gerechtigkeit verstieß, zu dem seinigen machte. Nur mußte dieser fremde Wille nicht von der Bahn des Gewöhnlichen abweichen, er durfte ihn nicht aus dem engen Kreise seiner Vorurtheile herausleiten. In solchem Falle erwachte der ganze Nigoriemus seiner Natur, und nicht die Thränen seiner Familie, nicht das augenscheinliche Unheil, das er anstiftete, vermochten ihn, von seinen Entschlüssen abzugeben. So müssen wir sein Bild festhalten, um, da es für die nächste Zeit in den Hintergrund tritt, bei seinem Wiederauftreten das auffallende Mißverhältniß zwischen Vater und Sohn zu begreifen.

Ihm zur Seite stand seine Gattin, eine stille, einfache Frau, ganz aufgehend in den Pflichten der Hausfrau und Mutter. Abhängig, gedrückt von der Entschiedenheit seines Wesens, hatte sie im gewöhnlichen Lebensgange nur Unterwürfigkeit für ihren Gatten, konnte sie in entscheidenden Momenten, wo es zu handeln galt, nur weinen und beten.

Sie war von tiefer, inniger Armenlichkeit, und ein Theil von dieser ist als einziges mütterliches Erbtheil auf den Sohn übergegangen.

Christian war acht Jahre alt, als ihn seine Mutter mit zu einem Besuch zu ihrer Familie nach Breslau nahm. Der Vater gab ihm einen Brief an einen Freund mit, den Physikus Dr. Preuß, in welchem er seinem Collegen an's Herz legte, auch seinerseits dem Knaben den Wunsch, zu studieren, als eine Unmöglichkeit, auszusprechen. Der Herr Physikus nahm sich den Knaben vor, und sprach ein Lauges und Breites über die Schwierigkeit gelehrter Studien, wenn man in dürftigen Verhältnissen lebe. Man müsse schon früh „etwas Excellentes prästieren,“ sagte er, um später die Universität besuchen zu können. Dieß sei nun bei ihm nicht der Fall, und so möge er sich dem Willen seines Vaters fügen, und ein Handwerk lernen. Der Knabe fing bitterlich an zu weinen, aber nur kurze Minuten währte seine Niedergeschlagenheit. Er ging zu seiner Mutter zurück, und erklärte ihr, er wolle und werde von nun an etwas Excellentes prästieren. Der gelehrte Unterricht beim Vater wurde nicht wieder aufgenommen, aber der Knabe, der über die Anfangsgründe hinaus war, setzte die Studien auf seine eigene Hand fort, und soll in seinem zwölften Jahre des Lateinischen und Griechischen Herr gewesen sein. Die Worte des Herrn Physikus in Breslau lagen ihm fortwährend im Sinne, und einmal fand ihn die Mutter hinter dem Hele auf einem Schutthaufen knien, und in inbrünstigem Gebet zu Gott, daß er ihn etwas Excellentes möge prästieren lassen. Er las mit Leidenschaft theologische und historische Bücher, Alles was ihm in die

Hand kam, und machte um diese Zeit schon Verse und kleine Comödien, welche er mit seinen Freunden aufführte. Sein Eifer war rastlos, sein Vertrieb unaufhaltbar. Indessen ist es auffallend, daß der Vater es gehen ließ, denn der Knabe erreichte sein vierzehntes Jahr, ohne daß eine letzte Bestimmung über ihn getroffen worden wäre. Diese sollte plötzlich und ganz unerwartet kommen.

Um diese Zeit kam ein Mann nach Striegau, ein Dr. Thiem aus Schweidnitz, und Brunnenarzt in Altwasser. Auf der Rückkehr nach dem ersten Orte sah er sich durch Herkumwetter und schlechte Wege aufgehalten, und, gelangweilt im Wirthshause, schickte er zu seinem Collegen, dem Dr. Günther, mit der Bitte, ihn unbekannter Weise zu besuchen. Die beiden Männer waren bald in lebhaftem Gespräch, der alte Günther erzählte von der Dürftigkeit seiner Einkünfte in dem unbedeutenden Landstädtchen, von seiner Familie, auch von seinem Sohne. Er klagte, daß der Junge über seine Verhältnisse hinaus wolle, und sogar Verse und Comödien mache. Dr. Thiem nahm die letztere Mittheilung ganz anders auf, als der Vater erwartete. Er suchte ihn in dem Plane, den Sohn studieren zu lassen, zu bestärken, und als der alte Günther seine Armuth verwandte, erbot er sich in liberaler Weise, den Knaben in sein Haus in Schweidnitz aufzunehmen. Er versprach ihm freie Schule, Freitische, freigebige Gönner zu verschaffen, und sicherte ihm, wenn er sonst die gute Meinung rechtfertigte, jede Vergünstigung für seine Erziehung zu. Z solchen Verschlagen konnte selbst der alte Günther nicht widerstehen, und von dieser Stunde an war das Geschick des Knaben, im großen Kreise desselben, entschieden.

In Anfang des Jahres 1709 reisten Vater und Sohn nach dem nur zwei Meilen entfernten Schweidnitz. Der damalige Rector der gelehrten Schule, Teubischer, fand bei dem Knaben größere Kenntnisse, als er erwartet hatte, vorzüglich im Lateinischen und Griechischen, und nahm ihn in die erste Klasse auf, und Vater Guntber schied von seinem Sohne mit erleichtertem Herzen. Dr. Thiem hielt sein Versprechen in vortheilhaftester Weise. Christian ward im Hause seines Vaters wohl aufgenommen, fand durch Bemühungen desselben Gönner und Freunde, Unterstützung und Theilnahme, ja er hatte eher von Ueberfluß als von Einchränkung zu sagen. Der Vater war jeder Sorge für den Sohn entbehen, und konnte für die Universitätszeit etwas zurücklegen. Aber der beßinnungsvolle Knabe machte sich der allgemeinen Gunst auch in jeder Weise würdig. Mit ungewöhnlichem Fleiß verband er ein aufgewecktes Wesen, die einnehmendste Liebenswürdigkeit, und dazu gesellte sich eine (selbst nach den Berichten des Vaters) außerordentliche Schönheit, die ihn überall gerne gesehen machte. „Mein Sohn war von mittelmaßiger Statur (schreibt der alte Guntber in einem Briefe) und wohl proportionirten gesunden Gliedern, eines gleichfalls mit den andern Gliedern wohl harmonisirenden länglichten Gesichtes, von schwarzbraunen Augen und Haupthaaren. Sein Angesicht hatte was annehmliches und reizendes an sich, daß er auch bald von Kindheit an, und sonderslich bei seinem Studiren und erwachsenen Jahren jedermann gefiel.“ — Bei seiner Wißbegierde öffneten ihm die bedeutendsten Gelehrten der Stadt — und Schweidnitz hatte damals namhafte Männer aufzuweisen — ihre Bibliotheken. In dem Glauben, daß er

niemals wieder so großartige Büchersammlungen finden werde, machte er sich Auszüge und dickeibige Collectaneen aus allen vorhandenen Werken. Sie gingen später bei dem Brande seiner Vaterstadt, wo er sie im väterlichen Hause gelassen, mit in Flammen auf. — Wedurch er sich aber am meisten beliebt machte, war sein früh erwachtes und schnell entwickeltes poetisches Talent. Dasselbe erging sich damals nur auf zwei, nach der Sitte der Zeit besonders kultivirten Gebieten. Er dichtete geistliche Lieder und Gelegenheitsgedichte. Die ersteren, wenn auch aus einem frommen Herzen stammend, sind poetische Schularbeiten ohne Bedeutung. Die Mehrzahl derselben theilte später das Schicksal seiner Collectaneen. Dagegen spricht sich in seinen Gelegenheitsgedichten, zu Geburtstagen, Festen aller Art, bei Trauerfällen, Dankesansprachen an seine Gönner, eine ungleich größere Gewandtheit des Geistes aus. Das früheste uns erhaltene Gedicht dieser Art, welches der noch nicht fünfzehnjährige Knabe an den Schweidnitzer Pastor Fuchsius richtete, stammt aus dem Jahre 1710. Dann folgten in den Jahren 1711 und 1712 mehrere Gedichte an die Familie von Pod, deren ganz besondere Gunst er genoss. Diese Familie war im Besitze des nahegelegenen Rittergutes Roschkowitz, eines Ortes, der durch Lohensteins Namen eine nicht geringe Verühmtheit erlangt hatte.¹ Hier war der junge Günther in dem von Gästen reich besuchten Hause immer wohl aufgenommen, und lernte den Ton der guten

¹ Roschkowitz war, nebst zwei andern Rittergütern (Rittau und Reilau) durch die Heirath mit einer reichen Erbin in Lohensteins Besitz gekommen. S. Wih. Müller, *Bibliobek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts*, Bd. XIV. S. XXV.

Gesellschaft kennen. In einem Gelegenheitsgedichte, worin er den Tod eines Mitgliedes dieser Familie beklagt, singt er:¹

„Vertrübtes Reichthum!“ — —

Dein angenehmer Kreis, dein schmeichelndes Gefühl,
In welchem, wenn der Süd auf dem Getreide schüttet,
Die Gnißalt der Natur den Mäler übertrifft,
Macht unsrer Schelten in Erens Ebenbilde. — —

Wie öfters reizte mich die Wolluh deiner Auen,
Wenn mir ein heiter Tag die Ruh zur Arbeit that,
Bald einen frischen Gaiu, bald ein lebendig Thal,
Bald die Graenlichkeit der Wiesen anzuwahren.
Wenn dann nun der Verraz so mein Glückbrite war,
Sow Alur mir beidrich, so kennst' ich hier das Weien
Weldwie den Schattenuß aus seinem Bude leien.

Wenn man bedenkt, welche Reimereien die geachteten Dichter jener Zeit für Poesie ausgaben, so muß man sich überrascht fühlen von so wohlklingenden Versen eines kaum dem Knabenalter entwachsenden Jünglings. Indessen finden sich dergleichen Stellen nicht in allen seinen Produkten aus jener Zeit. Wohl aber besaß er eine Fruchtbarkeit, die ins Erstaunliche ging. Es war das erste Klugelschlagen der dichterischen Psyche, die mit nie befriedigtem Drange sich rastlos emporzuschwang. Nicht allein, daß er schon damals in fremdem Namen, und nach der Sitte der Zeit auf Bestellung feistliche Gelegenheiten beiang, es ging überhaupt keine freudige oder

¹ Seite 608 der fünften Auflage von *Günthers Gedichten*. Alle folgenden Seitenzahlen beziehen sich auf diese, als auf die erste vollständige Ausgabe.

traurige Nothwendigkeit in Schweidnitz vor, zu der er nicht seinen Beitrag an Versen geliefert hätte. Das Meiste davon besteht eben aus jugendlichen Reinspielen und ist ohne Werth. So auch seine in diese Zeit fallenden lateinischen Exercitien in Versen. Erwähnt mögen hier nur zwei Gedichte sein, die er an literarisch berühmte Männer richtete, auf deren Befehl Schweidnitz sich etwas zu Gute that. Das eine an den gelehrten Pastor Scharff, das andere an den frommen Liederdichter Benjamin Schmoll,¹ zwei von ihm hoch verehrte Männer. Den letzteren, dem er auch in späteren Jahren noch einige poetische Episteln widmete, besang er in dieser Zeit, als derselbe Oberprediger und Inspector der Schule wurde. Er bedient sich dabei der jenem eigenen alttestamentarischen Sangesweise, indem er ihn anredet (S. 902):

„Komm mit deinen süßen Lehren,

Ibueniker Samael!

Wir, dein kleines Israel,

Sind bereit dein Wort zu hören,

¹ Gottfried Valthalar Scharff, geb. 1676, geb. zu Schweidnitz als Pastor 1744. Sein Hauptwerk ist der „Schlesische Helikon“, eine Anthologie aus schlesischen Dichtern. Er selbst ist in seinen poetischen Produktionen schwach, mehr werden seine gelehrten Arbeiten gerühmt. — Benjamin Schmoll, geb. zu Neugnib 1672, kommt 1702 als Diakonus nach Schweidnitz, wird 1714 Oberprediger daselbst, stirbt 1737. Seine oft sehr innigen, tief empfundenen geistlichen Gedichte gab er unter den wunderlichsten Titeln heraus. „Geistlicher Pechweihrauch.“ — „Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene Herz.“ — „Klage und Reigen“ u. Am verbreitetsten waren sein „Morgen- und Abendlied“ und sein „Communienbuch.“ Vergl. Koblert, Schlesiens Anteil an deutscher Poesie, und Hoffmann (über Benjamin Schmoll) „Excerpten zur deutschen Literaturgeschichte.“ Nr. 2.

Weil Gott, der deine Gaben schätzet,
 Dich über uns zum Hirten setzt.

Wir verständen dir die Herren,
 Dein Verbot ist unsre Lust;
 Wir eröffnen dir die Brust
 Als ein Feld voll Ehren-Kerzen,
 Und leisten sonder Heuchelei
 Den unangewungenen Eid der Treu."

So wurde der junge Guntber schon auf der Schule zu einer Verühmtheit. Viele seiner Mitschüler und Gönner sammelten die zerstreuten Blätter mit seinen Gedichten, da er selbst sehr sorglos und nachlässig damit umging. Er ward mit Wohlthaten überhäuft, wahrscheinlich auch, bei seiner sich immer mehr entwickelnden Liebenswürdigkeit, von manchen Seiten verwehnt. So viel Freunde er sich indessen erwarb, es fehlte auch nicht an Feinden, die ihm entweder sein Glück ungo, oder die er sich durch seine, schon um diese Zeit erwachende Satire selbst machte. Aus allen diesen Gedichten, selbst aus den schwächsten, spricht eine Reife des Geistes, die weit über seine Jahre hinaus geht. Dazu kommt eine ungewöhnliche Tiefe der Empfindung und jugendliches Feuer. Schon jetzt klingt zuweilen ein erotischer Ton durch seine Lieder. Er beklagt den frühen Tod eines Mädchens, das er Philindrene nennt, mit jener elegischen Behmuth, wie sie dem Achtzehnjährigen eigen zu sein pflegt. Das Bewußtsein ein Dichter zu sein und dem höchsten Ziele nachzustreben, erfüllte ihn schon ganz, wie wir dies aus poetischen Briefen vom Jahr 1714 erleben, die er an einen schon zur

Universität nach Leipzig abgezogenen Freund richtete. Er schreibt (Z. 10981):

„O höchst besuchter Tag, der meine Dichter-Jahden
Das erhemal gehört! Der Hunger mag mich tödten,
Das Schwerdt erwüret mich, dem Feuer mag der Leib
Anhalt der Nahrung sein, wenn nur mein Zeitvertreib
Das erte Garten-Spiel, die Seele meines Lebens,
Nicht mit dem Tode stirbt!“

In demselben Jahre ereignete sich auf der Schule ein trauriges Ereigniß. Zwei Schüler verfeindeten sich aufs heftigste, und der eine, ein Ausländer, wurde von dem andern erstochen. Der Getödtete war Gantbers geliebtester Freund. Tiefe Begebenheit machte auf den jungen Poeten den tiefsten Eindruck. Zwei Gedichte beziehen sich darauf, darunter das Sonett Z. 564:

„Mein Bruder Jonathan! Dein höchst betrübter Freund,
Dein David, weist dir hier die Pflicht der letzten Ehre.
Verzeihe, wo ich dich durch mein Betrübniß störe,
Weil doch die Recklichkeit mit meinen Augen weint.
Der Spicarl deines Bluts, aus dem die Unschuld schreint,
Nicht nur darum so klar, daß er mein Leid vermehre,
Und dein geschwinder Fall giebt aller Welt die Lehre
Wie falsch des Glückes Gunkst es mit der Tugend meint.
Ach, wunderbarer Schluß! Hat denn dein Vaterland
Kein Orak vor deinen Leib? Und mach ein fremder Sand
Dein unbesiegttes Herz mit einer Gruft versorgen?
Gekuld! Der südne Stof, der dich aus Sodom stößt,
Hat durch das Sterben sich der Sterblichkeit erlöst,
Und auf dein Abendroth folgt nun ein schöner Morgen.“

Anwischen nahte der Abgang von der Schule heran. Günther war neunzehn Jahre geworden, und es stimmt nicht recht annehmen, daß er in seinem vierzehnten schon in die erste Classe eingetreten sein soll, zumal da unter der ersten ausdrücklich die oberste gemeint ist. Er mußte denn fünf Jahre in derselben zugebracht haben, wegen der großen Vobeserhebungen über seinen Alter und seine Fortschritte sprechen. Möglich, daß die damaligen Schulverhältnisse ein anderes System als das heutige verfolgten — genug, Günther war innerlich und äußerlich zum Jüngling gereift, als er die Schule und sein geliebtes Schweidnitz verlassen sollte. Doch wünschte er nicht nur mit dem Preise in den Wissenschaften fortzugehen, er wollte auch seinen dichterischen Ruhm, und zwar durch eine außergewöhnliche That, hier befestigen. Er hatte ein Trauerspiel „Theodosius“ geschrieben, und erlangte die Erlaubniß, es von seinen Mitschülern öffentlich aufzuführen zu lassen. Die Vorbereitungen dazu füllten ein halbes Jahr aus, und erregten die größten Erwartungen. Es war aber auch ein bemerkenswerthes Ereigniß, wie es seit Vobenstein an einer schlesischen Schule nicht vorgekommen,¹ und der Erfolg ließ die Freunde und Gönner des Dichters in eine für ihn nur um so glänzendere Zukunft blicken. Er selbst berichtet über die Vorbereitungen dazu in dem Briefe an den Leipziger Freund auf scherzhafter Weise (S. 1097):

„Der neue Bau ist aus, und das Theatrum fertia,
(Denn Schaurias kommt so lobt) ja jeden Tag gewärtia.

¹ Vobenstein dichtete mit sich seinen „Abraham Passa“ in seinem fünfzehnten Jahre von den Schülern des Maria Magdalena Gymnasiums in Breslau aufzuführen, 1676. Bresl. Bibl. Müller a. a. C.

Wenn der Befehl erhallt, der Actus soll geschehn.
 Die Scenen sind gemalt und herrlich anzusehn.
 Auf einer Huhrt der Pan in einem deutschen Kleide,
 Und auf der andern hint ein Puckus auf der Weide,
 Actäon schickt ein Reh mit einer Alente todt,
 Hier trägt der Himmel Graß, dort ist die Erde roth.
 Hier sieht der Jupiter aus einer Jovisgerüche,
 Die Juno, sein Gemal, ihr die Aentange kide;
 Dort sieht die Conthia den weiten Streifred aus.
 Wo Troja untergeht, da brennt ein altes Haus. —
 Der Künstler Idbalus fliegt mit zwe Hederwilschen,
 Der Jaus wehnt in der See, Neptunus in den Fätschen:
 Dort steht Tevntius, und seht in dieser Trist,
 Die emha ei das Buch des Moliere liest.
 In Summa kurz gesagt: Paris und seines gleichen
 Muß in der Schaufiel-Kunst vor uns die Segel streichen."

Dieses Schauspiel, das einzige welches Gänther geschrieben, ist, wenn es gleich den dramatischen Ansprüchen in keiner Weise genügt, doch von neueren Litterarhistorikern meist zu wegwerfend beurtheilt worden. Man bedenke, daß der Verfasser damals noch nicht zwanzig Jahre zählte, dann lese man es durch, und man wird erstaunen über diese Reife des Geistes in Lebensansichten und Sentenzen, über eine Menge von lyrischen Schönheiten, besonders in den Monologen. Die Composition läßt sich nicht vertheidigen, man kann Gänthern nach dieser Probe kein dramatisches Talent zusprechen, gleichwohl aber ist das Stüd bemerkenswerth genug. Für den Biographen Gänthers muß es von der größten Bedeutung sein. Denn es finden sich darin alle Richtungen des künftigen

Dichters, die sich bald gesondert in einzelnen Strahlen aus einander zweigen, schon in ihrem gemeinsamen Urkeim. Seine Satire, freilich gegen zum Theil nicht mehr erkennbare Zustände und Personen der nächsten Umgebung; die Lebensdialekt seines Geistes in dem oft raschen, heftigen Dialog; seine religiöse Kritik in den allegorischen Zwischenacten; sein ausgelassener Uebermuth in den komischen Scenen; der leichte musikalische Fluß der Verse, der in seinen späteren Liebesliedern strömt. Dabei läuft natürlich viel Conventionelles mit unter, wie es bei der Schularbeit eines unerfahrenen Jünglings, der noch nichts von der Welt gesehen hatte, nicht anders sein konnte.

Der ganze Titel lautet: „Die von Theodosio bereute und von der Schuljugend von Schweidnitz den 24. September 1715 vorgestellte Eifersucht.“ Der Inhalt ist folgender: Kaiser Theodosius schenkte seiner Gemahlin Eudocia einen schönen, besonders seltenen Apfel. Die Kaiserin sendet denselben ihrem Geheimschreiber Paulinus, einem gelehrten, höchst edlen Manne, da dieser krank darnieder liegt. Die Sache wird entstellt dem Kaiser hinterbracht, der in seiner Eifersucht den Paulinus hinrichten läßt. Eudocia vor ein Gericht gebracht, reinigt sich von jedem Verdacht und überzeugt den Kaiser von seinem Irrthum. Er hofft, sie werde das Geschehene vergessen, sie vergiebt ihm zwar, verläßt ihn aber, um sich nach Jerusalem in ein Kloster zurückzuziehen. Mit der verwerfungsvollen Aene des Theodosius endet das Stüd.

Von einer dramatischen Spannung ist nicht eigentlich die Rede. Episoden treten störend dazwischen, der Dialog verliert sich über die Grenzen des Drama's. Allegorische

Figuren treten in den Zwischenacten, zuweilen zwischen den Scenen auf, mit auf die Handlung bezüglichen Gesängen. Der Dialog schwankt zwischen Erhabenheit und Platitude. Die Hauptpersonen beschäftigen sich jedoch meist einer pathetischen und würdevollen Sprache. So z. B. Eudocia in ihrem Monolog, mit welchem sie im dritten Act auftritt (S. 1004):

„Die Sonne geht in Gold, und führt die Herde trinken,
Der Berge Schatten wächst, die durch'gen Gipfel winken
Bereits der süßlen Nacht, der muntre Hesperus
Deckt Lina Deuber auf, Schweiß, Arbeit und Verdruß
Addt mit den Kleibern hin. Die Träume kommen wieder,
Das müde Aedervolk singt schon die Abendlieder,
Und heißt den nahen Schlaf dadurch willkommen sein.
Nur Eudocia sitzt und wacht und klagt allein,
Und seht für keine Ruh, die ihr die Angst verbittet. —
Die Wehmuth läßt sich durch keinen Zwang hehllen.
Getreuerer Paulin! — —

Ich seh die Wetter schon an unserm Himmel streiten,
Den der Verleumdung's Dunst mit dicken Wellen schwärzt,
In welchen Blitz und Schlag mit Donnerkeilen schert.
Gott, meiner Väter Gott! Der du den Frommen lohnest,
Ich halte deiner Hand in Allem gerne still,
Und weig're, hat dein Horn was über mich verhängen.
Nicht auch für diesmal nicht, die Strafe zu empfangen.
Die ich vielleicht verdient; doch denk an deine Huld,
An deine Vater-Treu, und gib mir stets Geduld,
Die väterliche Zucht mit Freuden anzunehmen,
Und sonder Murren mich dir also zu beugen
Wie es dein Wille fügt und mein Gehorham heißt!“

Es wären, besonders aus der Rolle der Eudocia, die mit Vorliebe behandelt ist, noch eine Reihe schöner Stellen anzuführen. In bewegteren Situationen wird der Dialog überhaupt lebendiger, so in der Scene wo der Kaiser seine Gemahlin der Untreue beschuldigt, und ebenso die Verathung desselben mit seinen Rathen über den Tod des Paulinus. — Einen unverhältnißmäßig großen Raum nimmt Poliloas, der Narr, im Stücke ein. Er konat sich an jeden, drängt sich mit seinen Bemerkungen in den Dialog, hält lange satirische Reden und ist überhaupt der Träger des satirischen Elementes in der Tragödie. Diese Satire ist freilich noch sehr beschränkt und heimlich, sie besteht meist aus beißenden Anspielungen auf Privatverhältnisse, oder aber ergeht sich in einer interesselosen Allgemeinheit. Dagegen brinat Poliloas ein paar Scenen voll des ergötzlichsten Humors in die Handlung. Vorzüglich diejenige, wo er, gefolgt von der Schaar seiner Kinder, seine eben gestorbene Frau betrauert, und zugleich um die ihm gerade in den Weg kommende Kammerzofe freit. Kaum ist der Pakt mit ihr geschlossen, als er verweisend einsieht, daß er durch sie unter einen noch viel härteren Paktzettel gerathen ist, als der frühere war. — Die Sprache des Poliloas und der Zofe Gelendris unterscheidet sich wesentlich von der der übrigen. Einmal reden sie allein zuweilen in Prosa, dann aber auch wirft besonders Poliloas mit Joten und Ebicenitäten um sich, die freilich eist von der lächerlichsten Art sind. Ein Theaterpublikum jener Zeit konnte viel vertragen, erträunlich aber erscheint es uns heutzutage, wie wenig die Verehrer der Schule selbst Anstand an dergleichen nahmen, daß sie die schlüpfrigsten Reden von ihrer Schuljugend vor

der gelehrtesten Gesellschaft der Stadt vortragen ließen. Gantber brauchte also hier nicht zu scheuen, was Keinem tadelnswerth erschien. Jedoch erwachte ihm durch seine satirischen Ausfälle ein Heer von erbitterten Feinden, welche ihren Grimm fürs Erste noch zu verbeißen suchten. Aber in späteren Jahren, als er mitten im Kampf des Lebens stand, und sich gegen offen ihm entgegentretende Widersacher immer aufs Neue wehren mußte, hatte er wohl recht, wenn er sagte: (Nachlese S. 207.)

„Der Kampf ist auch nicht jung, er singt sich in den Klaffen
Der letzten Schulten an. ———
Vielleicht hat daumal mein Ibsodehus,
An welchen Vell und Stadt und Schauplatz denken muh,
Die Käfzer bin und her mit Hasenschrot getroffen.
Doch damals konnten sie noch wenig Nachschuß heffen,
Indem mich weder Freund, noch Schuß, noch Geld verließ.“

Zweites Kapitel.

Erste Pöcke. Abschied von Schweidnitz.

Ehe wir Gantber auf die Universität begleiten, müssen wir noch auf ein Verhältniß eingehen, welches von der größten Bedeutung für sein ganzes Leben werden sollte. Er war in der ersten Hälfte der Jünglingsjahre, phantasievoll, reich an dichterischem Feuer, an tiefster Empfindung, es bedurfte nur der Anregung, um seine jugendliche Leidenschaft zu erwecken. Schönheit, Liebenswürdigkeit und Talent hatten ihm jede

Gesellschaft geöffnet. So lernte er auf dem Gute Reichstewitz in dem Pöschschen Kreise ein junges Mädchen kennen, das vom Schicksal bestimmt zu sein schien, von Jahr zu Jahr mehr über sein Leben zu entscheiden. Die Bekanntschaft mag in das letzte Jahr seines schweidnitzer Aufenthaltes fallen.

Es war Leonore Nachmann, die Tochter eines Arztes. Wahrscheinlich hatte sie die rechten Eltern frühzeitig beerben, und lebte im Hause ihrer Stiefeltern.¹ Leonore gehört unter diejenigen Frauen, die ein ganzes Leben lang von ihrem Tichter besungen werden sind. Allein hundertfünfzig Gedichte tragen ihren Namen, und unzählig sind die Liebeslieder, worin er ihr nach der Sitte der Zeit erkundene Namen beilegt, sowie die Erwähnungen ihrer in anderen Dichtungen. Doch kennen diese Pseudonymen, wie Amaranthis, Noctalis, Nerine, — sich selbst nennt er dann aern Philomen — nur in dieser frühen Zeit vor.

Außerdem wurde ihm ihre Schaentliche, oder die Gewinnheit derselben, nicht gleich in Theil. Eine Reihe von Gedichten istal schon aus den Heberichriften — „Als er insgeheim liebte,“ „Als er seine Liebe nicht sagen durfte,“ „Als er das, was er liebte, entbehren mußte,“ „Als er ihrewegen viel leiden mußte,“ „Als er endlich wagte, ihr seine Liebe zu entdecken“ — daß sein Herz viel eher entschieden hatte, als das ihrige. Sie mochte in gleichem Alter mit ihm, oder doch nur um weniges jünger sein als er. Sie war ihm, wie das Mädchen dem gleichaltrigen Jüngling immer, an Reife des Gefühls, an Takt, an Urtheil voraus. So unbegreiflich

¹ Prof. D. Hoffmann, Hr. Günther, ein literar historischer Bericht, S. 10.

auch Feenerens spätere Handlungsweise, die des Dichters Unglück wurde, erscheinen mag, man kann nicht umhin Achtung vor ihrem Charakter zu hegen, und Antheil an ihrem Geschick zu nehmen. Jedenfalls war sie ein Mädchen, dessen Anschauungsweise und dessen Abiakteiten sich über das Gewöhnliche erhoben. Sie hatte selbst poetisches Talent, hohes Interesse für Poesie, ja sogar für gelehrte Studien. Dabei war auch sie eine warmblutige, lebensvolle Natur, groß genug denkend, um sich über fleinliche Rücksichten hinweg zu setzen, und einer gleichen Leidenschaft fähig, wie Günther. Der fröhe, ganz von ihr erfüllte Jüngling gewann ihr Herz, und mit jubelndem Entzuden sang er jetzt jenes schöne Lied „Als Feener sich endlich zum Lieben bewegen ließ“ (S. 294):

„Eleonore ließ ihr Herz
Nicht länger unempfindlich sein,
Sie raumt es nach so langem Schmerze
Dem wohlbelannten Diktet ein,
Und ließ ihn unter Schweiß und Küßen
Den Anfang ihrer Reizung wissen.“

Sie will nun keiner Zurückhaltung mehr Raum geben, sie liebt, und weiß was sie wagt, indem sie sich ihm anvertraut. Aber sie giebt ihm zu bedenken, daß er auch Achtung vor ihrer Liebe trage, daß er dem heimlich und kühn beschlossenen Pande nicht treulos werde:

„Ich habe nichts als dein Gemüthe,
Darauf ich mich verlassen kann,
Verläßt mich jemals dessen Güte,
So ist es ganz um mich gethan.“

So werd ich allen auf der Erden
Ein Märchen und ein Wunder werden."

Tief saate sie mit nassen Wangen,
Und saß ihn stumm, brünnlich fort,
Und führte sein bekrühtes Perlmann
An den eben erst besuchten Ort,
Wo nichts als Graus und Nacht regiert,
Und Tod und Stille triumphiret."

Ein einziger Tag hing schon durch das erste Liebesglück.
Der Kirchhof ist es, wo sie heimlich zusammenkommen, um
sich über Gräbern ewige Treue zu geloben.

"Gut hing sie brünnlich an zu weinen,
Und rief: Ihr Todten, zeuget mir!
Bei meiner Eltern Leichensteinen,
Und ihrer Asche idwer ich ru,
Dass mich dein Herz allein veranlaßt,
Bis daß ich hier versammelt lege!"

Tu wilst die Heiligkeit erkennen,
Und bin ich gleich ein armes Kind,
Mir ewig deine Seele gehn.
Ich weis zwar wie die Männer sind;
Aus Liebe glaub ich deinen Schwüren,
Sie werden mich wohl nicht verführen.

Der Tichter treuget ihre Thranen
Mit tausend warmenüssen ab,
Und als das weiche und stumme Sehen
Um endlich hat zur Antwort gab,
So saß er die geliebten Wücker
Mit diesem Truch ins Graß harnicker.

Komm her! du Nahrung meiner Flammen,
 Komm, lege dich an meine Brust!
 Hier wehnen Gluth und Treu beisammen.
 Hier wollen sie nur dir zur Lust.
 Hier wird, so oft das Herze schläget,
 Dein Bildniß lester eingedröget.

Du bist mein einz'ges Oracken,
 Ich bin, nächst Gott, dein Schutz und Schild,
 Und wie der Werth von allen Schätzen
 Mir gegen dein Verdienst nicht gilt,
 So lebst du nach langen Jahren
 Die Dauer meiner Lieb erlähren."

Der Kirchhof bleibt der Ort ihrer Zusammenkünfte:
 Leonore weilt sich von den Geistern ihrer Eltern gesegnet,
 aber vor den Stiefeltern muß sie das Verlobniß tief verbergen.
 Sie würden eine so ungewisse Verbindung mit dem ganz
 mittellosen, Mutungen Günther nie zugegeben haben. Die
 Liebenden trösteten sich in glücklicher Gegenwart mit einer,
 wenn auch fernem, doch um so schöneren Zukunft, und das
 Gedicht „Die immer grüncnde Hoffnung. An Leonoren“ spricht
 eine lebensmuthige, hebe Zuversicht aus. (Am Anhang mit-
 getheilt.) Inzwischen konnte sich Leonore doch mancher Be-
 sorgnisse nicht erwehren, und diese wuchsen, als das Ver-
 hältniß ansichpakt wurde, und beide ihre Liebe nun vor der
 Welt zu vertreten hatten. Dazu kam, daß Günthers Abgang
 zur Universität vor der Thür war. Die Liebenden hatten
 viel zu erdulden, Günther aber, jugendfrisch in die Ferne
 blidend, von tausend Hoffnungen auf Arbeit, Selbstständigkeit

und Kunde, in die Welt hinaus zu kommen, getragen, konnte Spott, Verleumdung und Label eben von sich weisen. Schlimmer daran war Leonore. Die Bedenkllichkeiten Anderer gegen dieses Verlöbniß, die täglich sich mehrenden Anweisungen, daß der noch so junge Günther seine Treue bewahren werde, fingen an sie ernstlich zu erschrecken. Sie konnte dem Geliebten ihre Paarschaft nicht verheimlichen. An so manches Gerücht legt er darauf Treu und die heftigsten Berührungen für sie nieder, und so auch hinat er (S. 306):

„Ach Kind, verleihe mich in dir,
 Nur laß mich unberührt von hier,
 Was quält du mich mit so viel Thränen?
 Es sind die Wunden meiner Brust.
 Ach, hast du denn bei so viel Schmerzen
 Noch gar in meiner Ohnmacht Lust?
 Ich bin wohl so genug geklagt,
 Beleidigt, verleumdet und verachtet,
 Und du willst noch die Angst verstärken?
 Was Günther sucht, das weiß sein Herz,
 Ach laß es laum die Fälsche merken,
 Erst macht' ich dir noch härtern Schmerz.“

Die Zeit, verheißt er, soll seine Macht über sie ausüben:

„Bei arm, verlassen und verachtet,
 Verliere, was gelällig macht,
 Vah Jahn und Jach und Jauchend schwinden,
 Du bleibst in meinen Augen stehen,
 Und seinst sie allemal entzünden,
 So laue sie noch eben stehn.“

So wurde Yreenerie trübselt, und sah getroffen in die Zukunft.
 Endlich kam die Abschiedsstunde, die er später in folgende
 Strophen lasse (S. 318):

„Ich nehm in Bruch und Armen
 Den schweren Abschieds-Luk!
 Der Himmel hat Erbarmen
 Indem er trennen muß.
 Ich lach', ich wein' und liebe,
 Mein treues Verden spricht
 Sie habe solche Triebe.
 Wie aber — ' Reint sie nicht?

Yreeneries Antwort.

Tu suchst ja dein Gluck,
 Das hier wohl nicht mehr blüht,
 Ich haße das Weidick,
 Das uns verkommen zieht.
 Ach, läßt es meine Schmerzen —
 Ich schreie, werthet Nicht!
 Ich liebe dich von Herzen,
 Und darum wein ich nicht.“

So auch auch Günthers Freude war, nun in der Fremde
 das Leben in weiteren Kreisen kennen zu lernen, der Abschied
 von Schweidnitz wurde ihm doch außerordentlich schwer. Und
 zwar, nach Yreenerie, am schwersten der von den Freunden.
 Günther hatte ein überaus tieles Gefühl für Freundschaft, er
 spricht viele Empfindung in Versen mit einer Innigkeit
 aus, ebenso warm wie seine Liebe. Und dazu war ihm
 Schweidnitz wie eine Heimath geworden. Hundertfacher Dank

fuhrte ihn an bedeutendste Genuß, an Familien, wo er
liebevoller Aufnahme gefunden, an Hügel und Thäler der
Umgegend, wo er zuerst aethrunt und geschüttet hatte. Schon
in sein Koffer gepackt, der Abschied genommen, er wirft noch
einen letzten Blick in sein „Stammbuch,“ das ihm die Freunde
zurückgebracht, und von Erinnerungen überwältigt, singt er
(2. Nachtst. 2. 1841):

„Mein Buch, das eure Leber kennt,
Mein Sommer, das nun wüßte hebet,
Der Herbst, der gerund einsam kreunt,
Die Straße, so nach Striegau gehet;
Der Abend, so den Abend erschah,
Daß mir das Herz sechsmal brach;

Dies Alles, was ich, und fürwahr
Die Arierstücker meiner Sinnen.
Ach könnt' ich, wroch ich, noch ein Jahr
Von der verfluchten Zeit gewinnen,
So hüt' meines Lebens Lauf,
Wenn es zerflehen, willig auf!

Ach, Kinder, ach, ich kann nicht mehr
Die Jünger der Betrübniß ruhren!
Wacht meiner Bitte noch Gehör,
Vast mich die alte Hezung hehren,
Verändert nicht die reine Treu,
Was steht mir bei dem Gedächtniß bei!“ —

Am 24. September 1715 reiste Günther von Schweidnitz
ab, um in Wittenberg die Medicin zu studiren. Er war
mit Gelde wohl versehen, Unterstützungen hatte man ihm

gelaßt, auch der Vater legte von seinen Erbsparnissen jetzt einen kleinen Wechsel bei. Sein Weg ging nach Frankfurt an der Oder, wo er bis Mitte November blieb. Was ihn so lange hier aufhalten, ist unbekannt. Doch suchte er hier die berühmtesten Professoren der Universität auf, wie er denn überhaupt auf dieser Reise in jeder bedeutenderen Stadt sich den gelehrtesten Männern vorstellte. Von Frankfurt aus schrieb er an Leouoren einen Brief in Versen, voll Liebe und Sehnsucht. Er denkt mit Innigkeit jeder kleinen Freude, die sie ihm bereitet (Z. 630):

„Ach, wie vergnügt mich nicht die Arbeit deiner Hände,
Die mir in dem Herze die Verse abzeichnet!“

Sein nächster längerer Aufenthalt war in Berlin. Erst Anfang December langte er in Wittenberg an.

Drittes Kapitel.

Wittenberg. Leonorens Untrenne. Günthers Wandlung.

(1716—1717.)

Günther hatte wohl nicht freiwillig oder aus besonderer Vorliebe das Studium der Medicin gewählt, vermuthlich war er nur von seinem Vater dazu angeregt worden. Er kam nicht ohne medicinische Vorkenntnisse nach Wittenberg. Der alte Günther hatte es sich angelegen sein lassen, den Sohn, wenn er die Arien in Elbriegau zubrachte, durch mündliche

Belehrung und durch Bücher in die Elemente einzunehmen. Zu horte der Student seine collegia medien bei den Professoren Petrarca und Vater senior und junior. Alle die ihn damals kannten, bewundern, daß er anfangs mit Klein die Seriale besuchte, und den besten Willen hatte, sich für seine Wissenschaft zu interessieren. Bald aber verdrängte die Liebe zur Dichtkunst die Nachstudien. Das freie studentische Leben nahm ihn mehr und mehr anfangen, er fing an als ein schlechter Wirth zu handeln, ieraleß, wo die ferneren Mittel herkommen sollten. Das Geld war verthan, er mußte betteln und sich durch Gesuchensabsichte seinen Unterhalt erschieben. Aus dieser Zeit stammen einige seiner frühesten Studentenlieder, z. B. die beiden noch heut in Niederbairern aufgeführten „Das Kunst befrucht, das Glas gefüllt!“ und „Benedict laßt uns luthia sein.“ (Beide im Anfang mitgetheilt.) Seiner Verehrte bewahrte er die liebevollste Treue. Er heißt sie mutbia ausbitten, er bittet, er fleht, daß sie nicht wanden möge.

„Die Zeit kann Alles möglich machen.
 Traum laß dich nur mit Geduld!
 Der Himmel bligt, die Exotter lachen,
 Getreht! es ist nicht unsre Schuld.
 Der Antona unter seinen Liebe
 In Unruh, Unlust, Heß und Pein:
 Das Mittel ist nicht minder trüb,
 Doch soll das Gute lustig sein.“ (Z. 1052.)

Er sendet ihr Briefe in Versen, Sonnette, Lieder, (einige davon siehe im Anfang) er erfüllt ihre Bitten um

„Vielagenten-Gedichte, die sie in eigenem Huch verwenden will, und insel hinzu (S. 1048):

„In fromm und fromm Mut, geliebte Vonnere!
 Hier ist das schlichte Lieb, so ist dir schuldig war,
 Mein altes süßes Mund wart es auf die Geliebte,
 Und stant dem unter Obr mit einem Haberrebe.
 Doch steigt dies weisse Blatt von deiner Hand den Werth,
 So hab ich, was mein Wunsch, und dein Befehl begehrt.
 Und werde mich selbst von nichts verhindern lassen,
 Dein wohlbedientes Veb in einen Heim zu lassen.“

Bald nachdem sing der Himmel seiner Liebe an sich zu trauen. Von seinem Wittenberger Leben war hinter seinem Rücken manderlei, und wahrheitsgemäß entfiel und übertrieben, nach Schweidnitz berichtet worden. Seine alten Kleinodtsiden Feinde traten als Ankläger auf, machten Vonnere das Herz schwer und drangen in sie, sich von dem leichtsinnigen Menschen loszusagen. In ihrer Angst schreibt sie an ihn. Er entgegnet beifügt (S. 623):

„Wie? Wer ist das von dir? — —
 Dem Kind, bedenk mich, was beugt du mit das Herz,
 Weil ich erfahren mach, daß mir dein Obr nicht glaube!
 Dein Verwurf setzt mir ein Messer an die Kehle,
 Glaubst du, daß Günther dies, was keine Freundschaft, thu?
 Den der ich jeden Tag ein neues Unalid pille?
 Mein Kind! eröffne mir, wer hat dein Haupt verrückt?
 In meiner Schwacher Brief ein angetrübter Veben?“

Diese Schwester Günthers scheint ganz besonders gegen die Verbindung ihres Bruders gewesen zu sein, und, in

unmündlich Weile dasagen machint zu haben. Die Geschwister standen in keinem innigen Verhältnis, er erdubt ihrer nur selten, und sieht sie dann in keinem vertheilhaften Lichte. Sie war unendlich verheiratet, dies hatte ihren Charakter verändert, so daß sie, bei ihren kleinlichen Anschauungen, rücksichtslos und mit unfehliger Gleichgültigkeit in das Leben des Bruders eintaucht. Er warnt Receneren vor ihr, und schreibt (Z. 695):

„Du bist ich, man nicht Welt kennt keiner Seel, als mir!
 Du bist mein Schatz und Ruhm, dich will ich auch beschützen.
 Ach laßren, was nicht bleibt! Ach Tabler Weile schenken,
 Mein Muttsfreund ist so nah, er schadet dir und mir.“

Und immer aufs Neue verführt er ihr (Z. 256):

„Welt und Himmel können trennen,
 Tak ich die beständig bin,
 Aber wird die Wahrheit schmerzen,
 Als mein falsch und leichter Sinn
 Tas gekürzte Band zerreißen,
 Und des Meines: schuldig lassen.“

Aber immer denunbigenere Gerüchte aus Schweidnitz dringen jetzt in ihm. Ein Herr Tauter, ein reicher und angesehener Mann, wirkt um Recenerens Hand. Gunther beschwört sie, ihrer Eide zu denken, aber statt aller Antwort von ihr kommt die Kunde, daß sie Tauters Braut sei. Er kann es nicht lassen, nicht glauben, und doch ist es Wirklichkeit.

„Ja, wenn mir alle Welt auf solchen Zoll geschworen,
 Ja, wenn ein Engel selbst dergleichen verbreitert.“

So hält' ich wohl schacht, sie leben wie die Iheren,
Und können wohl noch nicht der Liebe Hittlichkeit." (S. 637.)

Er schreibt an sie, er heßt immer noch von ihr selbst zu hören, daß das Ganze ein leeres Gerücht sei, oder wenn das nicht, sie zur Aufseht in der ihm geliebten Treue zu beweisen. Er beidwert sie bei all den geliebten Erinnerungen, bei den Gräbern der Eltern, an welchen sie ihren ersten Schwur tauchten; bei allem Leid, was sie mit einander bereits ausgestanden; bei den süßen Hoffnungen, in welchen sie selbst einst für seine Zukunft geschwelgt hatte:

„Du strahlst als ein Stern in jener Trauen Eden,
Den unsre Poesie des Nachklangs Verheern sollt!“

Sie, die den ersten Zweifel an seiner Beständigkeit aussprechen, sie habe die Treue gebrochen?

„Mit was vor Zwiesicht und Anzen und Genossen,
Getrauk du dich selbstin, mein Antlig anzusehn?
Verführte die Welt! Petrogne Keenere —“

Aber nein, er vermag es noch nicht für Wahrheit nehmen, daß sie ihr eigenes und kein Unglück herauf beschwören wolle. Er malt ihr eine anselige Zukunft aus an der Seite eines Mannes, den sie unendlich lieben könne, und weist sie auf das traurige Loos seiner Schwester hin, um sie davon abzuichreden (S. 694):

„Gedenke nur unnd und sieh die Schwester an,
So wie ich verbeugt, so ist es auch ermannen.
Was hält ihr aller Pein von Kleidern, Perl und Spannen,
Wenn kein arnthia her; daren anziehen kann?“

„Der Ruh ist lauter Gey, der Ebbt eine Welle,
Und wo der Mann nur weilt, füllt Schirm und Groll die Stelle.“

Noch einmal ruft er ihr die unschuldigen Freuden der Vergangenheit ins Gedächtniß:

„Stehst du denn nicht auf Gassen, Gras und Linden,
Herunter ist mein Schreck dein schlüftig Haupt gewiegt?
Da wußt du mich nicht mehr, auf jenem Aelben stund,
Auf welchem noch von uns ein Bundeszeichen blüht.
Die letzte Sommernacht wird nicht mehr wieder kommen,
Ziel, Rufe, Lenz und Reiz, und Strömer neuer Hand,
Zur Schöne, die du dir aus Hastigkeit selbst entwandt.“

Es hat mir wohl angethan: denn kannst du dich erinnern,
Bei welcher Genußzeit dein Ring den Finger band?
Wenn Kuss und Thrän nicht ebn Wund an zu rinnen,
Du aber hielst das Blut in Tropfen auf die Hand.
Noch mehr, die nächtliche Nacht verlor ich dich im Traume,
Und weckte mich selbst nicht durch Angst und Winkeln auf.
Der unverheißte Mund von deinem süßem Baume
Wies einem and'rerher der Liebe kurzen Lauf. —
Zu da' und Geseh' der, man habe sich gezeugen.
Der, die unsterbliche Licht, hat Leben und Abgang nichts an!
Du selbst hast nicht angethan, leucht' war' es wohl schenken!“

So blieb eine traurige Wahrheit, Feinere war die Braut
eines Andern. Was das unglückliche Mädchen in diesem Tren-
nung vermerkt hat, bleibt unaufgeklärt. Man mag Gänther
beinahe bei ihr anerkennen, seinen Leidthum, seine Jugend,
seine Armuth verachtet haben, am wahrheitslieblichen

bleibt es, daß sie ihrer Familie durch die Verheirathung mit dem reicheren Manne ein trostloses Opfer gebracht habe. Auf Guntber machte dieser Schritt den furchtbarsten Eindruck, ja er wurde geradezu in seinem Verderben. In seinen bestigsten Entfindungen, in seinem höchsten Stolz, in seinem ganzen Wesen sah er sich gekränkt und erschüttert. Welsch einer Leidenschaft er fähig sei, sollte jetzt erst zu Tage kommen. Bald in kaltem Sehn der Verachtung, bald in glühendem Aufstodern des Hohnes, gepaart mit erwachendem Troste gegen sein beleidigtes Ver., ergreift er sich im Gesange.

„Ich habe genna!

Von Mohnen und Küß:

Sind süß und süß

Und machen nicht Muz.

Nimm selne Arbeit und Nimm den Brand.

Der meinem Gemüthe die Weisheit entwand!

Was hab' ich gethan!

Jetzt seh ich die Triebe

Der überdichten Liebe

Brennstoffen an.

Ich breche die Ketten, ich löse mein Herz,

Und lasse mit Verzag den uralten Schmerz.

Was ändert mich vor Heu?

Was hort mir vor Nummer

Den nächtlichen Edumme?

Die Zeit ist vorbei.

O schlafes Meines! o theurer Verlust!

O hatt ich die Salichkeit nur eher gewußt!

Oeb, Schönbeyt und Stend!
 Die artighen Mude
 Sind schmerzliche Stude.
 Ich merke den Streich,
 Es lobren die Bräue, der Ring bricht entwei,
 Und seht meiner Schönen: nun leb ich recht frei.

 Nun leb ich recht frei,
 Und schwöre von Herzen,
 Daß Hussen und Scheren
 Nur Kartenpiel sei.
 Denn wer sich verliebet, der ist wohl nicht klug,
 Oeb, solche Sirene' ich habe genug." (E. 242.)

Aber zu wahr und innig war seine Liebe, als daß er sie
 hätte durch kalten Hohn und Troß besiegen können. Das
 Gemüth wollte sein Recht, und in schmerzlicher Klage singt
 er (E. 275):

„Will ich dich doch gerne meiden,
 Wieh mir nur noch einen Ruh,
 Ob ich senk das letzte Leiden
 Und den Ring zerbrochen muh!

Laß dich etwas bessers thun!
 Alles gön' und wünsch' ich dir,
 Aber frag auch dein Gewissen!
 Dieser Jeuz bleibet mir.
 Verne doch nur weiter denken,
 Darf es dich auch einmal reu?
 Darf auch mein verheßnes Andenken,
 Deines Abhunds Hölle sein?

Lieb, die Tropfen an den Tücheln
 Ihm die selbste ihr Mitleid kund;
 Weil vertheilte Thränen wirken,
 Weinen sie um unsern Hund.
 Viele Jahren vollen Kindern
 Nist die Unschuld und mein Leben,
 Denn sie haben dem Verdröben
 Und der Trennung zugeleben.

In den Wäldern will ich irren,
 Vor den Menschen will ich fliehen,
 Mit verworrenen Tanden gürten,
 Mit verdröbtem Willen ziehn;
 Bis der Gram mein Leben raube,
 Bis die Kräfte sich verdröben,
 Und da soll ein Grab von Laude
 Milder als dein Herze sein!"

Inzwischen nahte Leonorens Verheirathung heran. Sie wurde am 24. Januar 1716 mit Läufer getraut. Da drängte sich noch einmal das ganze Weh des verlassenem Gänther in einen letzten Schrei der Verzweiflung zusammen:

„Ach Gott! mein Gott! erbarme dich!
 Was Gott? was mein? und was erbarmen?
 Die Schidung preißt mit ausgestreckten Armen,
 Und über mich,
 Und über mich allein
 Kommt weder Ihu noch Sonnenchein,
 Der doch leucht auf der Erden
 Auf Gut! und Böse hält!"

Die ganze Welt

Bemüht sich meine Zahl zu werden.

Den außen drüßst mich Haß und Muth

Den innen Angst und Muth —

Und dieses soll sein Ende nehmen!" (S. 366.)

Nur seinen Schmerz, nur sein in allen Augen erschüttertes und aufgeregtes Wesen suchte er nun Betäubung. Die Eine, deren Treulosigkeit er der Welt und dem Himmel abgelaugnet hatte, wenn es möglich gewesen wäre, diese Eine hatte ihn hintergangen, und fortan wollte er nichts mehr von weiblicher Jugend hören. Mit der ganzen Sinnlichkeit seines glühenden Naturells stürzte er sich in Genuß, in die wildesten Ausschweifungen, die das damalige Studentenleben ihm darbot. Er hat dasselbe in Gedichten genugsam geschildert, es war von einer Heftigkeit und sittlichen Versunkenheit, in der noch die Nachwehen des dreißigjährigen Krieges zu erkennen sind. Lebende Gelage, bei welchen der Brannwein eine Rolle spielte, ohne Ende; Tageweßen, Kaufereien zwischen den Landsmannschaften bei Tage, zwischen Bürgern und Studenten bei Nacht; formliche Gefechte mit Mutvergießen; rebe Anmaßung und Gewaltthatigkeiten. Ein cynisches, rücksichtslos willkürliches Treiben, dem keine gelegliche Maßregel zu steuern vermochte. Wittenberg gehörte damals, nächst Jena, zu den verrufensten Universitäten.¹ In diesen Strudel warf sich Günther mit herausforderndem Troge. In halb soldatischer

¹ Wenn es interessiert, mehr darüber zu lesen, wird reiche Ausbeute finden in der „Geschichte des Jena'schen Studentenlebens von Richard und Robert Heif, 1858."

Tracht, den Hauptbogen an der Seite, machte er alle Wechsel-
 stalle eines solchen Lebens durch, verschwendete, beragte, dachte
 weder an Zukunft noch Vergangenheit, ganz vom Genuß des
 Augenblicks gefasnet, und von den tollen Eingebungen seiner
 jugellosen Pruridenz mitgenommen. Es konnte nicht fehlen,
 daß in so schlechter, ja verwerfener Gesellschaft auch innerlich
 eine Wandlung der bedrohlichsten Art mit ihm vorging. In
 Günthers Natur lag Edles und Niedriges in starker Aus-
 prägung dicht beisammen, es bedurfte nur der Anregung um
 das Eine oder das Andere bis zum Extrem hervorgerufen.
 In dieser gewaltsamen Wandlung aber, die ihn jetzt über-
 kam, schmau selbst seine besseren Eigenschaften in ihr Ge-
 gentheil um. Seine Achtlosigkeit gegen Besitz, seine Frei-
 gebigkeit, wurde zur Verschwendung; sein jugendlich lockes
 Wesen zur Frevheit; seine Genialität zur Lächerlichkeit. Diese
 Uebergänge spiegeln sich in fast allen seinen Gedichten jener
 Tage. Denn selbst mitten im Taumel seiner Ausschweifungen
 hörte er nicht auf zu dichten. Er besaß eine außerordentliche
 Leichtigkeit der Versifikation und des Reimens, so daß er
 improvisierend selbst seine Briefe in Versen nieder schreiben
 konnte, ja den Vers der Prosa vorzog. So auch war er stets
 eifrig und schnell bei der Hand, Gelegenheitsgedichte für
 Geld zu machen. Dann aber auch stammt aus dieser Zeit
 jene Reihe von Gedichten, die seinem Namen in der Literatur
 den sprichwörtlichen Stempel der Hobeit aufgedrückt haben.
 Jeder sittlichen Berauscherung sich entschlagend, singt er die
 unzüchtlichsten Lieber, bald für diese bald für jene Schöne, und
 endlich jene wahre Ten Ananaphantastie für alle Weiber: „Auf
 die ihm so beliebte Abwechslung im Lieben“ (S. 258). Er

reißt sich seines weiten Gewissens, in welchem er Alle beherbergen konnte;

„Nur kommt mir nicht etwa mit albernen Versen,
Und rüdt mir mit starken Verirrethungen vor,
Im Riechen hat wahrlich die Rache kein Ode,
Ich schwöre verbindlich, bis daß ich's geneßen.
Und bin ich dann fertig, dann schwenk ich den Hut,
Und gehe zur Andern, die eben das thut.“ (Z. 25⁹.)

Man hat es ihm zum Verbrechen gemacht, daß er zwei Gedichte unter den Titeln schrieb: „Als er einen dichten Hauch hatte, dictirte er folgende Verse einem Andern in die Feder“ und „Als er gleichfalls zu einer andern Zeit dicht berauscht war.“ Hier jedoch dürfte Günther in Schutz zu nehmen sein. Denn einmal ist es noch gar nicht ausgemacht, daß er selbst diese Gedichte mit diesen Ueberschriften versehen habe. Unachtsam und gleichgültig war er meist die Blätter mit seinen Versen hin, es mochte sie an sich nehmen wer da wollte. Er hat sie nie gesammelt, erst nach seinem Tode wurden die zerstreuten zusammengelesen und gedruckt. Nun aber ist es augenscheinlich, daß die Herausgeber (über deren Willkürlichkeit übrigens schon Wende Klage führt¹), zu einer

¹ Act. erudit. Th. 101, S. 361. „Im übrigen habe ich bemerkt, daß derjenige, welcher diese Gedichte heraus gegeben, solche an unterschiedenen Orten geändert. Es macht aber der wenigste Theil dieser Aenderungen Herr Günthern Ehre, indem die meisten Stellen in dem ersten Druck der Carminum, welche er selbst besorget, viel nachträglich und besser, als in dieser geänderten Auflage klingen.“ — Unter dem „ersten Druck“ kann Wende nur die auf Ringblätter gedruckten Dichtungen verstehen, es müßte denn irgend eine frühere Sammlung vollkommen verloren gegangen sein, was kaum anzunehmen ist.

Menge von titellosen Gedichten aus eigener Ermächtigung Ueberschriften ersinnen mußten, anderntheils, daß von den eingesandten manche durch ihren Besizer mit einer Notiz versehen waren, die, da sie aus persönlichem Verkehr mit dem Dichter herrührte, als biographisch interessanter Titel benutzt werden konnte. Dies wird um so wahrscheinlicher, da in den beiden erwähnten Gedichten Titel und Inhalt in gar keinem Verhältniß stehen. Denn beide sind vollkommen klar, und zeigen nicht eine Spur des Verräthsels, ja sie sind, wenn er sie wirklich im Hauch dichtete, besser als viele, die die besten seiner Zeit in ihrer Rührertheit zu Stande brachten. So z. B. eine Stelle aus dem ersten Gedicht (S. 921):

„Ich weiß es, daß mein treu Gemüthe
Dem Böbel ein Gelächter macht,
Ich weiß auch, daß des Himmels Güte,
So gut vor mich, als Alle wackt.
Und darum wird mir mein Gemüthe
Auch gegen Narren zungen müssen.

Die Welt ist jezo voller Narren,
Und darum bin ich einer mit,
Und der hat wohl den größten Sparren,
Der aus gemeinem Meße tritt.
Indessen wird der Schluß nicht trügen,
Da: mancher auch kann wacker lügen.

Man lügt hienweilen nach der Mode,
Und nach der Mode lüg' auch ich:
Ein jeder schwimmt im Narren See.
Ihr Narren, was verdenkt ihr mich?

„Narren thut, so will ich thun,
 Was daß wir alle Narren frügen!“

Das andre ist gar ein durchaus reines und zartes Liebes-
 gedicht, und endet mit der Strophe (Z. 923):

„Maas doch kein! ich will verehren,
 Was ich nicht genießen kann.
 Müßst du meine Liebet hören,
 So se hör auch dieses an!
 Daß der Strahl von deinem Glanze,
 Welcher dich vor andern ert,
 Auch den Ruhm von meinem Kranze
 Mit sich auf die Radwelt führt.“

Todt sollen die leichtfertigen Gedichte Guntbers, ebenso wie
 sein Lebenswandel, nicht vertheidigt, sondern nur motiviert
 werden. — Auch barnulsiere Lieder singt er in dieser Zeit,
 wenn gleich der Gegenstand ohne hohe Würde ist, z. B. das
 „Lied des Knastobads“ (Z. 917):

„Kabrana erles Gesteit
 Aller Zerran Meistert,
 Zu mein Glement
 Was man seche Knastet nennt,
 Kemma und laß die muden Sinnen
 Bietet Ruh gewinnen!“

Er erklart ihn für das edelste Kraut, höher als den Vorbeer
 und den Epheu, der die Pecten krönt, seine Segnungen seien
 so groß, daß anstatt des Getreides, alle Felder nur von ihm
 bedeckt sein müßten, und macht den humoristischen Schluß:

„Junge! schenke Anker!
 Dieses Lebensflatter
 Ist ein Bolddreß,
 Dem, der uns nicht tauchen läßt,
 Soll anhalt der Nerv und Nadeln
 Ein Lebens-Strunk wachsen!“

Wie sehr er sich indessen bestrebt Leonoren zu vergessen, so konnte er doch sein Ohr vor den manderlei Nachrichten aus Schweidnitz nicht verschließen. So erfuhr er bald, daß Leonorens Ehe eine sehr unglückliche sei, und daß sie in tiefem Schmerze noch sein gedenke. Aber ihn erfüllt nur Bitterkeit, er will kein Mitleid in sich aufkommen lassen.

„Weißt nur, Weiß, betrogne Schöne!
 Weißt nur, Weiß bei deiner neuen Puh!
 Vormal's traf mich dein Gebühre
 Bei den Seufzern treuer Brust:
 Jetzt räthst du mich an dir,
 Jetzt klagst und weinst du mir:
 Maa und weine nur,
 Solche Creatur?
 Deine Art spricht: Weit von hier!“

Sparrt nur die späten Theuren,
 Leide, kille, schreie, geh und knech,
 Triner Wehmuth kaltes Schauern
 Nicht mein Herz nicht mehr weich.
 Das ich dir nur wohl gethan,
 Schreib ich mir zum Jeller an;

„Ist doch schon das Weh
 Deiner theilen Ob',
 Was verlohne Liebe kann!“ (S. 283.)

Von dieser Stimmung sind noch mehrere Gedichte durchdrungen. Allein das Unglück Leonorens verfehlte doch nicht Eindruck auf ihn zu machen. Sein Troß wie sein Schmerz hatte sich physisch und moralisch ausgetobt, und es kamen auch wieder Zeiten für ihn, wo er besser lebte, reiner empfand, und mit einem Schauder auf seine Umgebungen blickte. Da tauchten mit den alten Erinnerungen auch edlere Empfindungen in ihm auf, und als ein voller Grundton des Gemüths klang es aus seiner Brust:

„Welch süß und heil'ger Gnadenstrahl
 Verwandelt mich von innen?
 Was raubt mir so bald auf einmal
 Die alten Wänsch' und Sinnen?
 Mein Herz ist froh, mein Geist wird frei,
 Und reißt der Luste Band entzwei,
 An dem er stark gebangen.“ (S. 70.)

Er kann wieder beten, und mit überströmendem Gefühl wirft er sich vor Gott nieder, und fleht um Strafe und um neue Kraft. Und so auch denkt er mit geläutertem Herzen Leonorens. Ja, er vergißt ihr, die alte Liebe wird wieder wach, Leonorens Unglück verfehlte ihn mit ihr (S. 245):

„Gedenk an mich und meine Liebe,
 Tu mit Gewalt entzühnes Kind!
 Und glaube, daß die reinen Triebe
 Dir jetzt und allzeit dienlich sind,

Und daß ich einzig auf der Erde
Sonst nichts als dich verehren werde.

Gedenk an mich in deinem Glücke,
Und wenn es dir nach Wünsche geht,
So lege nie den Freund zurücke,
Der bloß um dich in Sorgen steht!
Auch mir kann in dem besten Leben
Sonst nichts als du Entzückung geben.

Gedenk auch endlich an die Stunde,
Die mir das Herz vor Wehmuth brach,
Als ich, wie du, mit schwachem Munde
Die letzten Abschiedsworte sprach.
Gedenk an mich und meine Plagen,
Nicht will und kann ich jetzt nicht sagen."

Sehnsüchtige Erwähnungen Leonorens finden sich fortan in vielen Gedichten, ja es sollte, durch ein trauriges Ereigniß veranlaßt, wiederum eine Annäherung zwischen den Getrennten stattfinden. Leonore war Mutter geworden, hatte aber schon nach einigen Monaten den Tod ihres Kindes zu beklagen. Günther empfand tiefes Mitleid mit ihrem Schmerze, und diesem Augenblick des reinsten Antheils verdanken wir zwei seiner schönsten Gedichte, „Zuruf eines seligen Kindes aus der Ewigkeit," und „An Leonoren beim Absterben ihres Karl Wilhelms." (Beide im Anhang mitgetheilt.) Er schrieb auch an sie, versicherte sie, daß er mit ihr traure, und ihr gern ihren Schmerz abnehmen möchte. Er erklärt ihr, daß er sie immer noch liebe, und wie er es empfindet und ausspricht, verheißt er nirgends gegen ein Gesetz der Sitte (S. 824):

„Mit auf der Welt ein Peib, an dem mir unter allen
 Big, Inaent und Verien im Herzen wohl gefallen,
 So ist es, laß mir hier ein frei Bekenntnis zu,
 Ein Bild von seltner Art, und welche ienst, als du“

— — — — —
 Geh du auch selbst in dich, und trage dein Gewissen,
 Ich weiß, es wird mir jetzt ein Reuanis geben müssen.
 Daß manch verberaner Trieb, man weiß eit selbst nicht wie,
 Zwei Seelen unverhebt geheim zusammen ieb.
 Dies ist der stumme Bund, den niemand weht und bindert,
 Und dessen starke Bluth Geieg und Macht nicht mindert. —
 Die Freundschaft unter uns soll ohne Alod und Schein,
 Und du von nun an mir die liebste Schwester sein.“

In einem weiteren Verkehr beider konnte es aber nicht
 kommen, und Leonore tritt fürs Erste wieder in den Hinter-
 grund. Dagegen hatte er andre Beziehungen von ziemlich
 unerquicklicher Art mit Schweidnitz angeknüpft, nämlich lite-
 rarische Streitigkeiten, wenn man sonst ein kleinliches Satiren-
 geredt so nennen kann.

Hatte er schon als Schüler seiner satirischen Regung
 gern Worte gegeben, so bildete sich diese Richtung jetzt, wo
 sein ganzes Wesen in eine oppositionelle Stellung gerathen
 war, immer mehr aus. Wir werden später genauer auf
 seine Satirenpoesie eingehen haben, hier möge nur zweier
 der bemerkenswertheren Gedichte dieser Art erwähnt werden.
 Ein Herr Grufins oder Krause, juris practicus und Poly-
 histor, gab in Schweidnitz eine Art gelehrten Wochenblattes
 heraus, unter dem Titel „Veranugung müßiger Stunden.“
 Günther erzählt nun eine Geschichte, deren Schauplatz der

Olump ist. Apoll ist krank, die Mufen benutzen sich, jede einzeln, vergeltlich ihn zu heilen. Da wird ihm das Werk „Veranagnung müßiger Stunden“ gebracht. Er nimmt es als ein Pflaumittel ein, befindet sich, nachdem es gewirkt hat, wieder wohl, und erneunt die Schrift zum Universalvomitiv der Götter. Das Gedicht, übrigens auch ein Gelegenheitscarmen bei der Doctorpromotion eines Freundes und Landmannes, ist sehr fliehend und glatt, und nicht ohne Humer. Es unterscheidet sich vortheilhaft von seinen andern gleichartigen Produktionen dieser Zeit. Herr Crusius aber nahm, auf Teufel verlegt, die nächste Gelegenheit wahr — und zwar die unpassendste, eine Hochzeit — um sich in Versen an dem Urheber zu rächen. Unter dem Titel „das verwegne Splitterrichtern der Welt“ macht er seinem Aerger Lust, spricht von einem „Herrn Ottermolch,“ einem „böotischen Schmierflegel aus Wittenberg,“ und nennt endlich Guntbers Namen, als den Vertreter aller poetischen Niederträchtigkeit. Das ließ sich der dreifundzwanzigjährige Guntber nicht bieten. Er entgegnete, ohne auf eine Gelegenheit zu warten, sofort durch die Satire „Der entlarvte Crispinus von Schweidnitz aus Schlesen, oder die von den Mufen geitriegelte Tadelsucht.“ Der Inhalt ist folgender: „Crispin (Crusius) drängt sich in unverschämter Weise auf den Karnah. Er wird von den Mufen erkannt, und soll einer exemplarischen Strafe verfallen. Apoll aber erbarmt sich seiner, da er meint, man könne ihn noch irgendwie verwenden, und so wird er verauctioniert. Die Götter bieten wenig, endlich ersteht ihn Eilen, damit er den Stall seines Esels in Ordnung halte.“ Dabei könne er „viel müßige Stunden sehn und saule Tage schreiben.“

Anmerkungen in Pico erläutern die Verse, und ergeben sich in Ausdrücken, die der Grobheit des Polubistors nichts nachgeben. Das Gedicht tritt mit ungleich größerer Prästension auf als das vorige, ohne es an Klarheit und an Rundung der Form zu erreichen. Dabei ist es von ermüdender Länge, es zählt einundfünfzig zehnzeilige Alexandrinerstropfen.

Anzwischen war Günther des Wittenberger Lebens überdrüssig geworden. Das wilde Treiben verlor seinen Reiz, und an der Universität, wo er einen frischen Quell der Bildung suchte, fand er nur trodne Gelehrsamkeit. Ueberdies konnte er Schweidnitz nicht verassen, und im Vergleich zu den dort verlebten glücklichen Zeiten, wurden ihm seine jetzigen Umgebungen immer widerwärtiger. Dort war er als aufkeimendes, lebenswürdiges Talent gesucht, ja gewissermaßen schon gefeiert worden, hier in Wittenberg kümmerte man sich nicht sonderlich um Poesie. Dazu hatte er sich einen üblen Namen gemacht, und es mochte nicht leicht sein, sich der wüthen Gesellschaft, mit der er sich eingelassen, zu entziehen. Leipzig, dessen wissenschaftlich humanistisches Leben damals in Blüthe stand, übte große Anziehung auf ihn, und er beschloß dorthin überzuwiedeln. Allein er steckte so tief in Schulden, daß er voraussetzte, seine Gläubiger würden ihn freiwillig nicht abreißen lassen. So traf er seine Anstalten, sich heimlich bei Nacht aus Wittenberg zu entfernen. Seine Gläubiger waren aber schneller als er. Sie gaben ihn beim Rector der Universität an, und er wurde „in Einsamkeit gebracht“ — wie sein erster Biograph sich discret ausdrückt — also wahrscheinlich ins Carcer gesteckt. In dieser Einsamkeit war er sehr fleißig. Er schrieb an seinen Vater und an

seine Gönner (Alles in Verien) und bat um Verzeihung und Hülfe in der Noth.

Der alte Günther jedoch, der bei seiner misstrauischen Natur allen Klagen und heimlichen Zuträgereien über den Sohn ein nur zu offenes Ohr geliehen hatte, war mit seinem Entschlusse bereits fertig. Sein sittlicher Rigorismus stellte ihm denselben als einen verruchten Menschen hin, an den jede Wohlthat weggeworfen sei. Daß er die Medicin zu Gunsten der Poesie vernachlässigt hatte, war für ihn überdies eine unverzeihliche Abichweifung vom rechten Wege. Er erklärte ihm kurz und bündig, daß er seine Unterstützung für immer verscherzt habe. Er rieth ihm, sich nicht wieder vor seinen Augen bliden zu lassen, da er ihn nicht mehr als Sohn anerkenne. — Der reuige Sohn suchte sich zu entschuldigen, bat, flehte um Verzeihung — umsonst, der Alte blieb fest und unerbittlich. Milder zeigten sich die alten Schweidnitzer Gönner. Sie thaten, was in ihren Kräften stand, und ebenso schickten die in Wittenberg studirenden Schüler zusammen, um ihren Landmann aus seiner Last zu lösen. Günther erschrub sich mit größter Anstrengung so viel, um die Reisekosten bestreiten zu können, und machte sich endlich mit erleichtertem Herzen und besseren Vorsätzen im Juni 1717 auf den Weg nach Leipzig.

Viertes Kapitel.

Leipzig. Burkhard Mendel. Das Gedicht auf den
Kriegten.

(1717 1718.)

Die Universität in Leipzig besah damals, mehr als jede andere, eine eigenthliche Bildungsstätte. Nicht allein war sie am reichsten an philologischen Kenntnissen, sondern ihre Bestrebungen gingen auch dahin, die Wissenschaft dem ausschließlichen Besitz einer Kaste zu entreißen, und als Gemeingut über die Menschheit zu verbreiten. Hier hatte (bis 1689) schon Thomafius gelehrt, einer der ersten, welche die Schranken zu brechen suchten, die die Gelehrsamkeit von dem deutschen Leben trennten. Ein wichtiger Schritt dazu war die Aufnahme der Muttersprache an Stelle der lateinischen, und noch einflussreicher wurde seine Wirksamkeit durch die Gründung der „Monatsgespräche,“ des ersten deutschen Journals. Dadurch lenkte er die Aufmerksamkeit der Nation mehr auf literarische und rein geistige Interessen, und er warb sich durch Verbreitung von besserem Geschmack und Urtheil Verdienste, die nie genug gewürdigt werden können. Freilich waren solche Erscheinungen immer noch vereinzelte Lichtpunkte, die in der allgemeinen Verdümpfung eine noch zu trübe Atmosphäre fanden, um heller um sich greifen zu können. Aber in die Umarmung, in welcher Thomafius gewirkt, war doch in den drei Decennien, seit er Leipzig verlassen, genug des Lichtes gefallen, und hatte ein geistigeres

leben, als es auf den übrigen Universitäten herrschte, verbreitet. — Den nächsten Theil davon zog die Stadt selbst. Die Professoren waren verschmolzt mit den reichsten Leipziger Patriziern, und aus dieser Gegenseitigkeit entwickelte sich eine Aristokratie der Bildung, die durch den Glanz äußerer Repräsentation in ihrem Ansehen nur noch steigen konnte. Die Beziehungen zu dem prunkvollen Dresdener Hofe, der sich auch durch Heranziehung von Dichtern und Gelehrten einen geistigen Nimbus zu verschaffen suchte, wirkten mit, die Wissenschaften in den Augen der Menge zu adeln, und ihren Trägern Welken und Geschmack zu lehren. Von nicht geringer Bedeutung für Leipzig war es, daß sich um diese Zeit auch der deutsche Buchhandel von Frankfurt am Main hieher zog. So vereinigten sich viele Kräfte, um in geistiger und physischer Arbeit die Stätte zu bebauen, von welcher zwei Jahrzehnte später eine neue Literaturepoche ausgehen sollte.

Der hauptsächlichste Vertreter humanistischer Gelehrsamkeit und Bildung war um diese Zeit Burkhard Wende. Vielgereist (durch Frankreich, Holland, England), von König August II. zum kurfürstlichen Historiographen und Hofrath ernannt, und immer besonders ausgezeichnet, entfaltete er an der Universität eine höchst einflussreiche Wirksamkeit. Selbst einer der gelehrtesten Männer, gab er eine Rede heraus über die Scharlatanerie der Gelehrten, in welcher er die Nichtigkeit des aftergelehrten Treibens ohne Bildung geißelt. Er wußte überall die Aufgaben der Zeit richtig zu erfassen, und so war auch er bestrebt, die deutsche Sprache anstatt der lateinischen zur Sprache der Wissenschaft zu machen. Seine Geschichte Verwelts I, seine Sammlung altdeutscher Chroniken,

sind für seine Zeit unschätzbare Thaten des Fortschritts von pedantischem Verkommen, und Zeugnisse von regem Verständnis der Gegenwart. Mehr aber noch als durch seine historischen Werke wirkte er durch eine kritisch-gelehrte Zeitschrift. Schon sein Vater, Otto Wende, ebenfalls Professor in Leipzig, hatte die *acta eruditorum* begonnen. Burkhard Wende trat diese gelehrte Erbschaft an, aber er that es mit nationalerem Geiste, indem er aus der lateinischen eine deutsche Zeitschrift machte, „*Deutsche acta eruditorum*.“ Dadurch wurde er zum Mitbegründer des deutschen Journalismus, zum Vorkämpfer der geistigen Revolution, welche eine neue Ideenwelt in Deutschland unter die Massen rief. Wenn es ihm nicht gegeben war, über die Anfänge der Kritik hinauszukommen, so ist es schon genug des Verdienstes, eine geistige Arbeit, welche Decennien braucht, um für die Welt fruchtbar zu werden, angeregt und begonnen zu haben.¹ Auch als Dichter trat Wende auf, unter dem Namen Philander von der Linde. Die drei Bände seiner Gedichte zeigen wenig poetisches Talent, sie enthalten zum großen Theil Gelegenheitsgedichte. Aber es hob das damals gesunkene Ansehen der Poesie, daß ein so bedeutender Mann sich mit der brodelnden der Künste beschäftigte. So wurde Wende, wie zum wissenschaftlichen, auch zum poetischen Mittelpunkte in Leipzig. Unter der studierenden Jugend war er beliebt und populär.

¹ Dem verdienstlichen Manne ist durch Gervinus hartes Unrecht geschehen. Die Beweise, die dieser ihm macht (*Gesch. d. poet. National-literatur*, Bd. III, S. 476 ff.) sind jedoch bereits widerlegt worden durch H. Treitschke, „Burkhard Wende. Zur *Gesch. der Geisteswissenschaft im Anfang des 18. Jahrhunderts*.“

Es existierte schon seit 1697 eine von Studenten geleitete „Görliger poetische Gesellschaft.“ Wende, der ein collegium poeticum zu lesen vorkam, wurde von ihnen zum immerwährenden Praeses ernannt. Er griff später noch thätiger in dieselbe ein, und machte aus der beschränkten Görliger die „deutsch-übende poetische Gesellschaft,“ als deren Präsident sich nach seinem Tode Göttsched zum Dictator der deutschen Literatur aufwarf.

Dieser neuen Welt des Strebens und Denkens wanderte Günther nun entgegen. Mitte Juni traf er ein in der Stadt

„Wo Kunst und Linden blühen.“

Er hatte den Entschluß gefaßt sich hier wieder fleißiger auf die Medicin zu legen. Landsleute fand er unter den Studierenden genug, auch solche, die zur Görliger poetischen Gesellschaft gehörten. Und da Schlesiens dichterischer Ruhm aus alter Zeit noch groß genug war, daß man im Auslande in jedem Schlesiener einen Dichter vermuthete, so war auch Günther als solcher bald entdeckt und willkommen. Es wurde ihm nicht schwer, Wendes Bekanntschaft zu erlangen.

Günther war von höchst einnehmender Erscheinung, lebhaft, gewandt, seine Liebenswürdigkeit wußte Jedem zu fesseln. Die Sitten seines Wittenberger Kreises durfte er in die neuen, edleren Umgebungen nicht mitbringen, dieß sah er selbst ein, und bei der Gelehrigkeit und genialen Naivität seines Wesens wurde es ihm leicht, jene geschlossnere Umgangsform zu erlangen, welche die Leipziger Verhältnisse forderten. Die ersten dichterischen Proben, die Wende von ihm zu Gesicht bekam, machten ihn aufmerksam auf das

junge Talent, und bald war derselbe so eingenommen von ihm, daß er ihm seinen ganz besondern Schutz angedeihen ließ. Er ermunterte ihn nicht nur, fleißig in der Poesie fortzufahren, er führte ihn auch in die angesehensten Patriarchenhäuser ein, und verschaffte ihm Gönner und Unterstützungen. Der letzteren bedurfte Gantzer recht sehr, denn er war mit telleser als jemals. Sein Vater hatte sich ihm entfremdet, und verbarnte bei seinem Entschlusse, nichts mehr für ihn zu thun. Indessen, wenn derselbe auch die Absicht gehabt hätte, sich des Sohnes wieder anzunehmen, es trat ein Fall ein, der dies unmöglich machte. Bei einer Feuersbrunst, die halb Striegau in Asche legte, wurde auch das Haus des alten Gantzer von den Flammen verzehrt, und der bedrängte Mann sah bei dem allgemeinen Unglück auch sich selbst in noch größere Noth sinken. — Der Sohn beklagte dies Ereigniß in Briefen an verschiedene Freunde aufs Tiefste. Er schrieb auch an den Vater, trostete ihn in liebevollster Weise, und bat ihn, er möge diesen für die ganze Familie verhängnißvollen Tag den Tag der Versöhnung sein lassen. Der Alte antwortete nicht, das Unglück hatte ihn nur noch härter und eigensinniger gemacht, er wollte nichts von Versöhnung wissen.

Er sah sich der junge Dichter ganz auf sich selbst und auf seine Gönner angewiesen. Die harte Entfremdung des Vaters konnte ihm jetzt zur Rechtfertigung dienen, wenn er nun auch von der Medicin nichts mehr wissen wollte. Wendes Beifall hatte ihn vor sich selbst erhoben, und ihn in dem Entschlusse bekräftigt, nun ganz der Poesie zu leben. Ueberdies war die Gelegenheitsdichterei dazumal immerhin

etwas ab, er hatte durch sie also einen Verdienst, den ihm die Medicin noch lange nicht gebracht haben würde. Dennoch aber liegt es ihm schwer auf dem Herzen, bei denen, die er liebt, nur auf Misträuen und Widerwillen gegen sein Dichten zu stoßen. Von solchen Mägen sind seine Briefe erfüllt (S. 473):

„Der Vater zog mich ab, verwarf mein Spiel als Grillen,
Und sprach: (ich hör es noch) Sohn wirf den Bettel hin,
Und häng' den Brockfisch an; sein Reimen bringt Gewinn!“

und (S. 461):

„Der Vogen ist noch naß, da schon die Mutter weint.“

Er fühlt, daß Alles, was ihn jemals wahrhaft beglückt hat, nur durch die Gnußt der Musen sein geworden sei. Und so ruft er Calliope an, dankbar für jede Freude der Vergangenheit, und voll Hoffnung, daß sie ihm auch ferner jeden Verlust ersetzen werde (S. 473):

„Du bist, Calliope,

Nach dem, der oben herrscht, mein Arg und Trost gewesen,
Du, die ich als ein Kind mir schon zur Braut erlesen!
Was litt ich da nicht schon um deiner Liebe willen!“—
Natur ging über Zwang; ich nahm mein Vantender,
Stoch hinter Holz und Heub, in Winkel, in den Garten,
Und ließ dabei umienst Schlaf, Tisch und Regel warten.
Dies sahst, dies merkest du; und weil, wo nicht mein Ziel,
Du doch zum wenigsten die Lust dazu gehiel,
So habst du dich mir gern und willig zu erkennen.
Da wurden wir vertraut, mein Herz fing an zu brennen,
Und lernte nach und nach, zuerst von ungefähr,
Daß zweierlei Geschlecht, und Lieben Leben war!“

Auch die erste Liebe war eine Gabe der Muse, und so läßt er seine Gedanken zurückschweifen nach dem kühlen Linden-
schatten von Reichsfowig, wo der Geliebten Namen noch „viel
alatte Virlen siert.“

„Du weicht, Calliere, die Nachlust im Geütre,
Den nahen Aufenthalt von Heim und großem Wüde,
Die Gegend, so den Blick durch Wiesen, Wald und Aeth.
Von weitem und auch nah mit Beslust unterhält. —
Ach, kleines Reichsfowig, wie wohl gefällt du mir!
Mein Aufenthalt ist noch fern; ach wär er doch in dir!
Ach täm es mir so gut, mit Büchern und mit Singen
Nach überhandener Anst mein Leben hinzubringen!
Tsch was der Himmel will, und was sein Schluß versteht,
Das will ich ohne Zwang, das mag, das muß geschehn.
Du weicht, Calliere, verglichen Sehnsuchtslieder
Bewegten dort herum das Ocho hin und wieder.
Da lehte Gantber wohl, da war noch gute Zeit!“

Dann aber kamen die Tage des Schmerzes, der Verzweif-
lung über die Untreue der Geliebten, und auch da hat die
Muse ihn getrichet und gestärkt:

„Dies ist und bleibt dein Ruhm, an dem ich nichts erböß'
Als was die Wahrheit heht. — Tu härtest meine Brust,
Du littest freudig mit, erzieltest dich gelassen,
Bewiesest mit Vernunft, ein tapfres Herz zu lassen,
Und tatest mir den Arm zur sichern Stütze dar.“

Und so wirt er sich mit endlich befriedigtem poetischem
Durst in die Literatur, aus den Dichtern alter und neuer
Zeit überseend und lernend, und dabei mit Begeisterung

selbstschaffend. Sein enges Bücherbrett hat nur Dichter aufzuweisen, die er, wie auf dem Brette, so auch in seiner Bewunderung noch ziemlich kritiklos neben einander stellt. So schreibt er einem Freunde (Z. 759):

„Die Deutschen, denen wir die Poesie zu danken,
(Betrachte nur beherzt die engen Bücherbretten,)
Sind Crin, Pödensteins und Heßmanns hoher Geist,
In welchen Keulrichs Ziel die deutschen Künste weilt.
Du siehst die Grevier mit unverwelkten Kränzen,
Durch Merer, Ach und Gruft in ihren Schriften glänzen;
Was Memming aufseiert und Schmold geschrieben hat,
Verdunkelt aus Ebr' und Aucht dies schlecht und enge Blatt.
Was hältst du nun von mir? Hier liegen Gedicht-Lieder —“

Er macht Gelegenheitsgedichte, wie es jene, die er als die Großen verehrt, auch gethan haben, um sich durch der Mäcen Gulte auch sein Brod zu verdienen:

„Zell ich nun, Herrns Freund, nicht wider meinen Willen
Ob Sterb und Ziel und Malt mit lauter Versen füllten?
Ich muß ja ein Poet bei allem Feindler sein!“

Audessen fühlt er recht wohl, daß dies nur der untergeordnete Theil seiner dichterischen Thätigkeit sein könne, und ihm „keinen Kranz von Eidenlaub“ gewähren werde. Die außerordentliche Begabung Guntters herricht aber auch aus der Mehrzahl dieser Gelegenheitsgedichte. Es finden sich Gedanken, Bilder, Empfindungen darin, des größten Dichters würdig — freilich aber sind es nur Aderu eines edleren Gesteins, die sich aus dem aröberen Conglomerat nicht mehr herauslesen lassen.

Befremdend, ja lächerlich wird dabei dem neueren Leser das ungemeine Lob erscheinen, mit dem er seine Gönner apothekirt. Dabei ist nur zu berücksichtigen, daß diese meist berühmte Gelehrte, Professoren und Patrizier der Stadt waren, und daß es mit dem Ansehen solcher Männer damals etwas auf sich hatte. Der Respekt vor den Würdenträgern der Universität war grenzenlos, und das gelehrte Vernunftsein dieser Männer so groß, daß selbst ein Wende es theilte, und es durchsetzte, daß vor dem jetzigen Rector der Hochschule die Wache ins Gewehr treten mußte. Günthers Zeitsprache war daher ganz der Curialstyl der Gelegenheitsdichterei jener Zeit, er hat denselben nur veredelt.

Der Kreis seiner jüngeren Freunde in Leipzig, denen er eine große Anzahl von Gedichten gewidmet hat, weiß Namen auf, die in der literarischen Welt keine Stelle erhalten haben, wiewohl er viel von ihren Dichtungen spricht. Zu seinem vertrautesten Umgange gehörten seine Landsleute: Hahn aus Schweidnitz, Wirubau (an ihn sind sechs Gedichte gerichtet), ein Herr von Brandenburg und Christoph von Benschel aus Landsbut. Zur Familie des letzteren sollte er später noch in ein näheres Verhältniß treten.

Günther hatte in dieser Zeit gewiß Gelegenheit, sich in guter Gesellschaft zu bewegen, allein dem Reiz der schlechten konnte er nicht mehr widerstehen. Er vermochte ohne Liebesbündel nicht zu leben. Alle jene Selinden, Rosetten, Leusien, Maxien, Hamden, Doris, Amaranthis und wie sie weiter heißen, deren Gunst er damals genoß, hat er besungen, und zum Theil in sehr schönen Liedern. Aber leider fehlt den selben, wie den Verhältnissen, von welchen sie hervergerufen

wurden, meist der sittliche Gehalt. Die ungebändigte Sinnlichkeit seiner Natur spricht auch ihnen, die Verachtung weiblicher Tugend. Seine Schönheit und Unwiderstehlichkeit gereichte ihm zum Unheil. Er erlangte von den Weibern, was er wollte, und so konnte er keine größere Achtung für sie gewinnen. Wäre er darin weniger glücklich gewesen, so würde er in besserem Sinne um so glücklicher geworden sein. Aber nicht allein Liebesbündel zogen ihn vom rechten Wege ab, auch andern Ausschweifungen konnte er nicht widerstehen. Unwürdige Freunde lockten ihn zu nächtlichen Gelagen und in ein lüderliches Leben, in das er dann auf Zeiten ganz und gar versank. Mit Reue erkennt er dies selbst, indem er finst:

„Du Jugend gleicht der See, wo man die Sirenen sieht
Und mancher Wirbelsturm uns von dem Hafen zieht,
Weil mehr Cometen stehn, als Pharus-Lichter leuchten.“

(Z. 683.)

Neuere Anlässe sind es meist, die ihn wieder herausreißen. Eine erträglichere Reizung ruft sein besseres Gefühl wach, ein Todesfall bringt ihn zur Besinnung, eine Krankheit läßt ihn mit besseren Vorätzen erwachen. Ein fortwährendes Schwanken zwischen Höhe und Tiefe geht durch sein Leben. Obse Regeneration für die Sinnlichkeit, und Erniedrigung vor sich selbst. Hohes Bewußtsein seiner Jugendkraft, und Schwäche ohne sittlichen Widerstand. Wie er leicht erlangenen Gewinn unter Freude und Jubel bald wieder verliert, so macht ihn der drückende Mangel, in den er zu Zeiten verfällt, muthlos. Von seinen schlechten Genossen betrogen, ausgeplündert, und,

wenn die bessere Stunde in ihm erwacht, verspottet und verlassen, ergeht er sich in endlosen Klagen. Doch fehlt es auch hier wieder nicht an Situationen und Liebern, wo er sich ermannet (Z. 158):

„Ich will schweigen!
 Immerhin,
 Immerhin, ihr falschen Freunde!
 Laßt mich steden, nicht und lacht,
 Steht geheim, verstärkt die Macht
 Meiner abgelaaten Feinde,
 Eure Muth ist mein Gewinn.“

Ich will schweigen:
 Hal't nur fest!
 Hal't nur fest, ihr archen Erötter,
 Geste dem Glücke, das mich treucht,
 Tränkt die Unschuld, die sich kühlt,
 Und erroat noch aröhere Wetter!
 Manchmal bringt ein Sturm an Port.“

Mende, der ihn eine Weile beobachtet hatte, mochte endlich dieser Zersplitterung seiner besten Kräfte nicht länger zusehn. Er glaubte, da er seinen Schüler durch Verfall und Ermunterung von der Predwiffenschaft losgerissen und auf die Poesie gewiesen hatte, gewissermaßen eine Verpflichtung für seine Zukunft übernommen zu haben. Er heifte Großes von seinem Talent, und wünschte ihm eine nachhallige Unterstüzung oder irgend eine gesicherte Position zu verschaffen. Die Geschaenheit, eine solche anzubahnen, schien ihm gekommen. In einem politischen Ereigniß der Gegenwart glaubte

er einen geeigneten Stoff für Günthers Talent gefunden zu haben.

Die Türken hatten den Vertrag von Carlowitz, der mit dem Ende des Jahrhunderts ihren Eroberungen eine Schranke setzte, gebrochen, und waren in Morea, das damals der Republik Venedig gehörte, eingedrungen. (1714.) Dieser Friedensbruch verletzte Venedig, Polen, Rußland und Oesterreich in gleicher Weise, das letztere Reich aber war es, welches in diesem Augenblick allein die Hände für einen Kriegszug frei hatte. Kaiser Carl VI. schickte den Osmanen den alten Türkenieger, den Prinzen Eugen entgegen, und nach jenen glänzenden Siegen bei Peterwardein und Belgrad konnte im Juli 1718 der Friede zu Passarowitz geschlossen werden, der günstigste und rühmlichste, den Oesterreich jemals von den Türken erhalten hatte.

Dieses Ereigniß des Tages, noch frisch und in Aller Munde, wollte Miende von Günther in einem größeren Gedicht besingen wissen. Er hatte die Absicht, dem Kaiser die Arbeit selbst zu übersenden. Günther war schon von seinen Schuljahren her für Eugen eingenommen, seine frühesten Gedichte sind bereits voll Bewunderung für den Helden des Jahrhunderts. So ging er mit Begeisterung ans Werk, und wie er mit der größten Evidenz arbeitete, konnte er die Dichtkunst seinem Meister in kurzer Zeit vorlegen. Das Gedicht hat den Titel: „Auf den zwischen Abro Rom. Kaiserl. Majestät und der Pforte 1718 geschlossenen Frieden.“ Es ist eines seiner umfangreichsten, und besteht aus funfshundert Versen in fünfzig zehnzeiligen Strophen.

Der Antana versteht den Leser auf das lebendigste gleich mitten in die Situation (S. 123):

„Eugen ist todt! Ah! Muten nach!
 Er steht, beklauht und ist schon weiter,
 Und wie er stürzt Palmen brach,
 Erweitert er sie Oasen als Stücker,
 Sein Schwert, das Schlag und Sieg vermählt,
 Und wenn es irt, aus Griefmuth leht,
 Schiet dem Feind ein neues Schweden,
 Und häßt der Völler Herz und Macht,
 Die unter Aelern, Weiz und Racht
 Die Mähd nach dem Menten faden.“

Die zweite Strophe beginnt in ihren ersten Versen leider, schon ein paar Auerunde des Hagedomads, wie sie bei Günther häufig vorkommen:

„Die Mähkatt in noch nah und hin,
 Hat nicht nach Torken, Schant und Vorden;
 Wer nicht nicht des verhepte Zan sten Mäh!
 Von Aelern sand und mahlam stücken?
 Und dennoch will das reutche Pant
 Ten alten Rirdhes seiner Muth
 An jungen Verheern kundbar machen;
 Und gleichwohl heit der Völe Mäh
 Des Zorns leutigen Guffkühn
 Aus Western und Carthausen faden.“

Nun aber jagen wie im Schlachtfeld die folgenden Strophen weiter:

„O Schant des Hebermähers Mäh,
 Es schant, und nicht der Streit von leinen,
 Das Mäh mengt sich in den Tork,
 Um von Eugen Schant zu leinen.“

Die Vult erstönt, das Ufer leht,
 Der Reuter kreunt, das Juch-Bell kreht
 Den wilden Stößen anzurennen:
 Und wer nicht stärker hint als hint,
 Der dürfte, wenn die Mannschaft zieht,
 Im Oer ein liegend Sterb nennen.

Nur drauf, du Herr der deutschen Tzen!
 Nur drauf, du Kraft aus Hermanns Hätten!
 Beweile, wer dein Minnert ier,
 Und hien' ihn auch noch in den Gräften!
 Dein Haupt, dein Heiriel, dein Eagen,
 Väst alle, die ihm widerheben,
 Ein tödtliches Verhängniß weihen,
 Er steht, er olt, er würet die ver,
 Es ist noch um ein eifern Iher,
 So wird die Vöcte ispringen müssen.

Tert, wo der Jellen Oigenfion
 Die Bende des Trojans verstrümmet,
 Tert wird die Augen vor die hin,
 Tert merke, was se schäumt und schümmet.
 Es tanzt, wie Fonges und Genge,
 Es ist ein heimlich Oeiter-Beer,
 Es sind die Seelen alie Goldten:
 Die fommen reimen Ruch in sein,
 Und werden, was durch ihn geischn,
 Die Oesaleit verans vermehren."

Das Weistherber geislt seine Massen den Söhnen des Vater-
 landes, indem sie um Ziege dahintraufen. Der Richter

wendet sich nun auf die Seite des Feindes, der, in Verwirrung gefallen, zu wanken beginnt:

„Ihr überlebt euch! Schritt vor Schritt!
 Ihr kommt mit Hek, Camel und Wagen;
 So bringt uns kein das Weisung mit,
 Den Rath benehmer verurtheilen
 Von streut euch an! Es zieht Gefahr;
 Von ruft um Mahemets Alar,
 Von steht ihn mit geilenen Wägen,
 Von ruft doch laut, nun schreit doch in,
 Es halt vielleicht noch Mittag-rub,
 Es richtet, eher hat in schafften!“

„Hinfest, der stumme Götter ist taub,“ und in unabiegender Muth streut das Meer des Halbmonds vor den Verfolgern hin. Wie war es möglich, fraut der Dichter in den nächsten Strophen, daß Heidenrath so lange im drücklichen Cereva zu dulden? Enach und des Kaisers erhabne Hand werden ihm für immer die Feste verdrücken. Dann fährt er fort:

„Hinfest, ihr Mägen, in das Feld!
 Tost streut der Schwert aus den Vängen,
 Keine Mägen ein Zauberkraft;
 Götter, streut mit ihr auf Wall und Schanzen!
 Die Schwertwerter werden Zickel stumm,
 Das Schwert schmetzt die Mägen um,
 Hab seufzt den Helden Oben-Zäulen,
 Die Kreuzenstuhl steht Mägen und Veth,
 Das Stuhl ruft mehr Veth als Zeth,
 Hab darf nicht mehr gefährlich denken.“

Es in Liebe, hegreicher Liebe. Die Freude zieht durch die
Vander und wächst mit den Weilen. „Der Greis läßt Stolz
und Schwachheit fallen,“ Jugend, Minderheit, jedes Alter feiert
seine Zeit.

„Der Lärmel taucht von heißer Pflicht,
Die Priester tragen Recht und Licht,
Und liegen vor den Tausend Altären.
Besinnlich steht das hebe Wien
Die Opferflammen aufgedrückt zeln,
Und von der Turken Leute sehren.“

Und nach dieser hohen Feiert im Dome der Hauptstadt, geht
es an die Schilderung der Heimkehr der Krieger aus allen
Ständen. Der junge Ritter findet die Geliebte wieder, und
empfindet ihr herzlich willkommen. Dort tritt ein tapftrer
Hiltwenfeln wider Erwarten vor die Mutter, die ihn schon
beweint hat. Sie flucht dem falschen Todtenschein, ändert
rasch ihr Testament, und ist glücklich, ihren Stab und ihre
Stütze wieder zu haben. Und dort im Wirtshause „spricht
ein voller Tisch das Ehr“ bei den Erzählungen, die des
Nachbars Haus von seinen Heldenthaten zum Besten giebt.
Alles ist Mund und Jubel, wie an jenem Tage, da der
Griechen Heer nach zehnjähriger Abwesenheit von Troja heim-
kehrte.

Diese kleinen Bilder sind nun aber die letzten Lichtstellen
des Gedichtes. Es folgen noch achtundzwanzig Strophen, die
sich nur in Wiederholungen und Ausfpuungen des schon
Gesagten erassen. Der hebe Schwung der Begeisterung, wenn
er nichts weiter vergubringen weiß, als daß das Große groß

set, wird endlich lanaweilig. Gänther hatte sich von seinem dichterischen Jener zu sehr hinreissen lassen, eine Steigerung war ihm nicht mehr möglich, und so mußte das Gedicht schon in seinem ersten Viertel culminiren. Tann kommt, daß er der ersten Ruhe durchaus unfähig ist. Wo er einen Versuch macht zu erzählen, zerflattert ihm der Stoff schon beim ersten Aufsatze, und umsonst jagt er den zerstreuten Bildern nach. Hier und da erblickt er eins, knüpft Reflexionen, Einfundungen daran, Stimmungsgänge, die er aufs Gerathewohl weiter hingen läßt. Dadurch kommt eine Hürde und Unklarheit über das Ganze, die es um ein auf Theil entwerthen. Zwar will er auch die Erzählung der Thaten seiner Helden Andern überlassen:

„Och die ein ständlich Jener treibt
 Dem hohen Hain nachzukommen,
 Was macht es, daß ihr süßen bleibt?

Kommt, weilt ihr hoch und ewig leben,
 Kommt, legt die armen Lebern an,
 Habt schreibt was Gott und Karl gethan!
 Der Adler wird euch mit erheben.
 Ja schreibt nur, was ihr hört und seht,
 Hier gilt erzählen mehr als dichten.“

Er selbst will nur ein Pretelied zu ihrem Ruhme anstimmen. Aber da er des Guten zu viel beabsichtigt, erfährt sein hoher Schwurm. Je mehr er sich dem Schluß nähert, desto mehr verfällt er auch in den Törichteifer seiner Zeit, der Günstlern schlechter zu Gesichte steht als den Weibrauch

freuenden Vereideten jener Tage. Und nun gar die vormalige letzte Strophe, worin er all seinen Gesang dem Kaiser zu widmen verspricht, ist vollkommen gegen seine wahre Natur:

„Vertheil mich an den kalten Pär,
 Ich geh, und fern, und fink ein Meer.
 Dein Lob in ewig Eis zu schreiben;
 Denn weil wir Augen offen sehen,
 Soll Ekel und Jugend und Engen
 Die Verschrift meiner Aulen bleiben.“

So große Fertigkeit das Gedicht auf den Frieren von Pasa-rewitz hat, so merkt man doch überall, wie der Dichter, wenn er den Siegeslauf seines Heides singt, nicht auf dem Felde ist, wo er selbst zu liegen pflegt. Man erkennt Guntbers großes Talent daraus, aber das Gedicht ist im Innersten unguntherisch. Seine Form ist eine individuelle, keine vinderische, und wo er sich zur Absterb pflegt, da hören wir eine zwar pathetisch schwungvolle Sprache, die aber kalt klingt gegen die warmen Gemüthslaute, in welchen er von den Leiden und Freuden seines Vorgesangs singt. Nur des großen Stoffes wegen hat man dies Gedicht von jeder zu dem Gipfel-punkte seiner Poesie machen können, und führt es als solchen noch heut in Anthologien auf. Ginge man jedoch tiefer auf Guntbers Wissen ein, so würde man diesem Gedicht eine solche Stellung nicht einräumen können. Aber, wenn in seinem Werthe auch nur in zweiter Reihe unter Guntbers Dichtungen stehend, so ist die Bedeutung desselben für die Zeit immer noch groß genug. Wie ein siegesgewisses Kriegs-beer tritt es die ganze Gelegenheitsdichterei zu Boden. Eine

solche Macht der Sprache, eine so unaushaltbare Lebendigkeit des Vertrauens hatte man bisher noch von keinem Dichter gehört.

Wende war ganz entzückt von dem Werke seines Schülers. Er sandte es an den Hof nach Wien, wo er sich die beste Wirkung davon versprach. Diese jedoch sollte unter seiner Erwartung bleiben. Dem Dichter wurde anständige Zufriedenheit schenket, weiter erfolgte nichts. Wende hatte auf eine Anstellung für ihn als Secretär gerechnet, nach den Anschauungen und leider auch nach den Umständen der Zeit, die einzig mögliche Stellung für einen Dichter von 1760. Wie wenig Günther in derlei Verhältnisse taugte, das bedachte Wende wohl nicht, und Günther selbst mochte sich darüber täuschen. Außerdem nahm sein leichter Sinn das Selbstblagen dieser Stellung milder ernst als sein Gönner. Denn ihm wurden Genuthuungen, die die Günst eines Hofes durchaus aberwogen. Sein Gedicht machte ihn mit einem Schlage zum ersten Dichter seiner Zeit. Nun erst wurde man in weiteren Kreisen auf seine abstrusen Gedichte aufmerksam, welche sich nicht minder schnell verbreiteten, und ihm reichen Beifall eintrugen. Auch seine dichterische Lage sollte sich augenblicklich verbessern. In Breslau vereinigte sich ein Kreis von angesehenen Männern, die von Günthers Verhältnissen unterrichtet waren, in einer freiwilligen Pensionsverleihung, deren reichlicher Ertrag ihm mit Preisen der Anerkennung überandt wurde. Seine Freude über das unverhoffte Glück spricht sich in seinem Dankschreiben aus (Z. 772):

„Ohr Vater einer Stadt

In welcher Poesie noch elantern Zutritt hat,

Umstand nach einer Ode ein Mann voll Wunsch und Sorgen
Mit Augen, die das Herz mehr als den Verth ermaßgen.

Die Kunst ist ein Affekt, der wenn er heftig treibet,
Nicht in Gedanken faßt, als mit der Feder schreibt."

Unter allen Gelegenheitsgedichten Götters ist wohl keins
so sehr am Orte, als das aus dieser Zeit stammende an
Wende, als derselbe zum viertenmale Rector Magnificus in
Leipzig wurde (27. April 1719). Ihm verdankte er viel,
und er durfte auch mit gutem Gewissen sich in seinem Lobe
und Preise ergehen. Wenn er Wendes dichterische Fähigkeiten
dabei überlebt, so lag dies einmal in dem noch ungetrübten
Autoritätsglauben jener Tage, und andererseits wollen wir
dem Schüler darum nicht schiel sehen, wenn seine Liebe die
Werke des Meisters verklärte. Er hofft, ihm in Zukunft
noch zeigen zu können, daß seine Güte keinem Unwürdigen
in Theil geworden ist, und schließt (S. 739):

„Der heute sich ich dir den Saum gelebter Tracht,
Woran der Herrgott die Würde kennbar macht,
Die dir um vierten mal den Ruhm-Scepter bietet,
Der Hohn und Peinheit abwei, und Reich und Unschuld bietet,
Mit Reich und Überfluß schreist, Dies ist die schönste Last,
An der du keine Noth so oft beweisen hast."

Fünftes Kapitel.

Uebersicht der Dichtungen Günthers. Die Satiren.

Die Ede auf den Kriegen hatte Günthers Namen in den weitesten Kreisen rühmlich bekannt gemacht, ihm unter den Zeitgenossen eine literarische Stellung erobert. Und wie der vierundzwanzigjährige Jüngling um diese Zeit mündig in das bürgerliche Leben tritt, so hat auch seine Poesie selbständig, in vollster Kraft und bewußt, den Weg zu ihrem Gipfelpunkte eingeschlagen, und den Charakter in sich entwickelt, welcher in seiner Ausprägung geschaltet, einen Gesamtüberblick über Günthers Dichtungen zu werfen. Es ist, wenn nicht seine Fruchtbarkeit, so doch die an Anschauungen, Heterogenität und reinerer Erkenntnis für ihn reichste Zeit seines kurzen Lebens.

Viele Töne der Lyrik, vom ruhigsten Gefühl des Glückes an, bis zum Ausdruck entfesselter Leidenschaft, er anzuschlagen vermochte, haben wir schon in seinen Gedichten an Lyriker vermuthen. Inzwischen hat sich der Umfang seines Dichtens nach Form und Inhalt hin bedeutend erweitert. Wir haben außer Liebesliedern, religiöse Gedichte von ihm, Satiren, Studentenlieder, Epigramme, Gelegenheitsgedichte in reicher Anzahl, und alle diese in den mannigfachen Formen. Die letzteren mögen uns zuvörderst beschäftigen.

Es giebt kaum eine der damals üblichen lyrischen Dichtungsarten, in der Günther sich nicht versucht hatte. Erweitert jedoch hat er den Umfang der Gattungen nicht, zum Theil

so gar bleibt er in der Behandlung des schon Vorhandenen hinter den bereits gewonnenen Typen zurück. Am Sonett z. B. bedient er sich noch des Alexandriners, über welchen Paul Hemming bereits zum fünf Fußigen Jambus geschritten war. Dagegen zeichnen sich seine Epigramme meist durch Knappheit und Schärfe aus. Mit Vorliebe behandelt er die Form der Cantate. Kurze Strophen, Arien genannt, wechseln mit Recitativen in zwanglosen Versen. Die Arie tritt immer in neuem Strophenbau auf, und es ist bemerkenswerth, wie mit der Steigerung des Effectes auch der Rhythmus sich immer lebendiger gestaltet. Einige von diesen Strophen gehören zu dem Anmuthigsten, was Guntber gedichtet hat, gleichwohl aber ist keine einzige Cantate als Ganzes von Bedeutung. Man steht in einer Wüste von trocknen Worten plötzlich auf einen ungeahnten Edelstein, sucht aber im Verfla meist vergebens nach Zeinesaleiden. Tak er die Cantaten sämmtlich für Musik geschrieben habe, ist mit Ausnahme von wenigen, nicht anzunehmen, wahrscheinlich blieb die Rücksicht auf musikalische Composition meist bei Seite. Es war eben eine übliche Form für Gelegenheitsgedichte, in welcher man Lob und Weibrauch dazureichen pflegte. So z. B. die an die Violine eines Virtuosen Namens Pfeifer. Wie musikalisch und weich jedoch Guntber seine Verse zu solchen Zwecken stellen zu lassen verstand, zeige folgende Strophe aus der genannten Cantate (S. 346):

„Hört doch, hört die reinen Saiten
 Ättern, wecheln, jauden, streiten!
 Ihre Herrschaft zwingt die Brust
 Bald zum Haste, bald zum Reide,

Bald zur Liebe, bald zur Freude,
 Bald zumummer, bald zur Lust!"

Von gleicher Anmuth findet sich eine Arie in der Cantate an
 einen Jugendfreund (Z. 955):

„Ermuntert euch, ihr kranken Sinnen,
 Und macht euch in das Blumenfeld!
 Die Erde acht nicht mehr im Leibe,
 Trum schließt die Augen in die Weide,
 Trum laßt die Seele Lust gewinnen,
 Bereicht was sie gekunden hält.“

Und noch schöner an demselben Orte findet er:

„Erwünschten Frühlingslage,
 Ihr Reizen meiner Ruh!
 Vast mich im Grünen liegen,
 Und bringet mir Verzagen,
 Und bringet mich selbst daru!
 Tak ich noch einmal sage:
 Erwünschten Frühlingslage,
 Ihr Reizen meiner Ruh!“

Tiefe Abnutzung und einschmeichelnde Leichtigkeit der
 Viederstrophe weist uns auf das Gebiet hin, wo Götthe auch
 in formeller Hinsicht das Beste geleistet hat, auf das eigentliche
Lied. Hier beweist er sich mit Meisterhaft auf seinem eigent-
 lichen Boden, und zeigt einen wahrhaft schöpferischen Reich-
 thum in der Bildung neuer Strophen. Der Alexandriner
 tritt hier nur selten auf, und dann meist als Repräsentant
 elegischer Stimmung. Die Stimmung ist es denn auch, welche

nichts den Altbauern dichtet. Ist in die Form der Strophe eine sehr complicirte, kurze Verse wechseln mit langen, der Reim tritt in den schwierigsten Verschlingungen auf, und doch wird die Aufgabe meist mit Leichtigkeit gelöst. Ueber- raschende Reime klingen, wie spielend hingeworfen, aufeinander, und geben, verbunden mit dem schwebenden Wechselgange der Verse, dem Ganzen eine Bewegung, die sich dem Ohre wie Melodie aufdringt. Im Anhang sind ein paar Gedichte von reichgestaltetem Strophenbau mitgetheilt. Tath er dergleichen Formen dabei mit der größten Fertigkeit behandelte, ja durchaus beherrschte, zeigt die oft große Länge von dergleichen Gedichten. Er liebt es überhaupt in die Breite zu gehn, wenngleich er dies in vielen Fällen nicht zum Vortheil des Gedichtes thut. Er will den Gedanken nach allen Seiten erschöpfen, denn so sehr er Meister der Form ist, so ist er an dem Inhalt seines Liedes doch zu persönlich betheilig, und von immer neu auellender Empfindung überfüllt, tritt der Strom des Gesanges oft über die formellen Grenzen. Wie sehr er es jedoch verstand, den Inhalt eines Liedes in kurzer Schlusstrophe zusammenzufassen, oder eine Empfindung selbstständig fast epigrammatisch auszusprechen, zeigen folgende Beispiele:

„Nach dem Gange deiner Lippen
 Weht der Sehnsucht idyllischer Hauch,
 Ist die Lieb' ein Meer voll Klippen,
 Nimm nur mich um Anker an.“ (E. 937.)

und ferner:

„Ihr Zerstörer macht verachtern
 Mund, Herz und Glieder matt.“

Ich bin des armen Lebens
So wie der Wünsche satt.“

Endlich, wenngleich im Ausdruck nicht so edel (2. 359):

„Die Mode wehrt euch keine Freude,
Ihr dürft vor keiner Thüre hehn,
I stehet ihr in meinem Reiche,
Das Singen soll euch wohl vergehn!“

Hier hat Guntber große Verdienste. Er konnte, wenn er sich vernachlässigte, die Form sehr verlegen, ja mißhandeln, steht aber in seinen besseren Gedichten in dieser Hinsicht weit über den tenanachenden Mode- und Hofreimern seiner Zeit, den Pöfser, Konia und Anderen, deren Hauptstärke in der formalen Ausbildung der Lyrik besteht. Er hat hier auf kleinem Gebiet die Formen außerordentlich bereichert, bestimmt, jetzt ganz geläufige Typen erst erschaffen, er ist, mit einem Worte, der Schöpfer des deutschen Liedes, auf den noch Goethe, der größte Meister desselben, mit froher Anerkennung zurück blickte.

Aber diese Herrschaft über die Form steht doch erst in zweiter Reihe unter seinen Verdiensten. Die Stimmung ist es, welche, selbst noch in den formell am meisten vernachlässigten Gedichten, bezaubernd wirkt. Denn zum erstenmal dringt uns die ganze enthüllte Innerlichkeit der Menschenbrust entgegen, jener tiefe und volle Grundton des Gemüths, die Seele des Dichters. Keinem Dichter vor ihm stand diese Gewalt der Sprache zu Gebote, selbst Paul Klemming nicht. Aufrichtig, bis zum Erschrecken aufrichtig, spricht er seine Empfindung aus. Seine Freude, den wildesten Jubel seiner Jugend-

verirrung, seinen Schmerz, sein reiniges Glück, seine Leidenschaft, seine Verzweiflung, Alles quillt schrankenlos, ungeheuchelt und ohne Abtase aus seiner Brust, und trägt immer den unabwiesbaren Stempel der Wahrheit. Die unverhüllte Menschlichkeit ist es, die in ihrer Kraft, sowie in ihrer Schwäche und in ihrem Erliegen, aus seinen Liedern spricht. Er sandzt uns den Vollgenuß seines Glückes entgegen, wäre es auch ein verbotener, er zeigt sich in tiefster Erniedrigung, er scheut kein Bekenntniß seiner Schuld und seine Selbstanklage. Daß er darin oft das dichterische Maas vernachlässigt und weit über die Grenze der Schönheit geht, ist bekannt, und wir werden weiter unten davon zu reden haben, hier ist es nur von Bedeutung, auf die Unmittelbarkeit seiner dichterischen Empfindung hinzuweisen, auf das ureinig Menschliche, das seinen Gedichten ihren speciellsten Charakter verleiht. Darin steht er unter seinen Zeitgenossen einzig da. Aber daß er selbst der größte Dichter in seiner Zeit gewesen, möchte noch nicht viel zu sagen haben, denn seine Zeit hatte bei Nicht befehen nur einen Einzigen — sein Talent hätte ihn zu einem der größten überhaupt machen können, wenn seine menschliche Natur das Maas an sich gelegt hätte, welches die poetische zu ihrer Vollenbung verlangt. Gleichwohl steht eine Reihe seiner Lieder durchaus auf der Höhe lyrischer Kunst, und wird immer zu dem Schönsten gehören, was von deutschen Dichtern gesungen worden ist.

Einer so ausgesprochen subjektiven Natur wie Gänthern, war die erzählende Poesie so gut wie verschlossen. Die Vermuthung, zu welchen er in späterer Zeit durch fremden Antrieb veranlaßt wurde, eine Reihe von Geschichten und Gesichten

aus den Evangelien erzählend darzustellen, sind nur dürftig ausgefallen, die angehängten Strophen, welche die Moral enthalten, müssen als die Hauptfache gelten. Inwiefern nähert er sich der Form der Erzählung, so z. B. in Schäfergedichten. Die Schäferwelt scheint ihn jedoch zu langweilen, und wenn er sich ab und zu das Kostüm eines Psilimen oder Seladin beileibt, so geschieht es nur, um mit seinen Empfindungen, der Abwechslung wegen, einmal aus einer andern Scenerie heraus zu sprechen. Die letztere verliert er dann meist im Verlauf, und der Strom des Gefühls fließt bald in unbeschränkter Natürlichkeit hin. Dagegen versteht er es vortreflich, seine individuellen Empfindungen an eine äußerlich bestimmte Situation, gleichviel ob erfunden oder aus der Erinnerung geholt, zu knüpfen; man erinnere sich an das schon früher mitgetheilte Gedicht „Eleanore ließ ihr Herz nicht länger unempfindlich sein.“ Ich verweise ferner auf das im Anhang mitgetheilte „An Alavien,“ worin die Gedanken eines beim Stelldichein verachtlich stehenden Liebenden vorzüglich gut mit Ort und Stunde verwebt sind. Beispielsweise siehe hier noch die Anfangsstrophe eines andern Gedichtes:

„Nur ich dich, verdammtes Kind!
 Hier ist gut sein, hier laß uns bleiben
 Die Vind' und West abschädig sind,
 Und Aels und Wald den Gram vertreiben.
 In dieser grünen Einsamkeit,
 Wo Poth und Stein und Wälder rauschen,
 Soll weder Vih, Gelaht noch Reih
 Den süßen Anblinzle Ebert belauschen.“

In dem Besten was Gänther geschrieben, gehören auch einige seiner religiösen Gedichte. Es giebt in Gänthers Leben, von der Zeit an, da er seine ersten Verse machte, nicht ein Jahr, in welchem er nicht auch sein religiöses Gefühl im Gedicht ausgesprochen hätte. Seine frühesten literarischen Schularbeiten waren Kirchenlieder; mitten im Strudel seines weltlich bunten Lebens kamen Momente der Besinnung und Fassung, wo er sein Herz zu Gott wandte, und am Schlusse seines Lebens wird all sein Dichten zu reiner Buße und kindlicher Hingebung an die Tiefe des Christenthums. Die Anzahl seiner geistlichen Lieder ist daher nicht gering, es sind, wenn man einige von gemischterer Gattung hinzufügen will, über etwa achtzig. Gleichwohl kann man Gänther nicht mit zu den Kirchenlieder Dichtern rechnen, obzwar eine große Anzahl seiner hieher gehörigen Poëmen auf Melodien bekannter Gesangbuchlieder gemacht sind. Wir haben hier ganz denselben Fall, wie bei seinen weltlichen Dichtungen. Immer tritt uns der ganze Mensch entgegen, in seiner vollen innerlichen Originalität, der, von dem allgemein Kirchlichen absehend, sich nur in seinen Privatangelegenheiten an Gott wendet. Daher entziehen sich die meisten seiner derartigen Gedichte dem Gebrauche der Gemeinde. Denn das religiöse Gedicht kann nur dann zum Kirchenliede werden, wenn es sich in einer gewissen Allgemeinheit hält, die es gestattet, an die Stelle des individuellen ein collectives Ich zu setzen. Es darf keine Rücksicht auf eine besondere Lebensstellung, auf besondere Schicksale, auf besondere Gemüthsrichtung nehmen, sondern darf nur das enthalten, was die Gemeinde als Ganzes gemein hat, was sie in der Stunde gemeinsamen Gottes-

dienliches zu Einer Person macht. Der Zweck des Kirchen-
 liedes ist die Erbauung, seine Poesie die Glaubensiefe. Jeder
 laute Ueberfluß an Stimmung und Empfindung, jede
 Retikvirung oder Ausmalung der Situation, jede rein poe-
 tische Vertiefung wird, wenn es das Gedicht als solches auch
 haben sollte, dasselbe doch, als zerstreuet und so von seinem
 Zwecke abziehend, vom Kirchengebrauche ausschließen. Nur
 in seinen frühesten, unbereutenden Jugenübungen hat sich
 Guntber in diesen Schranken zu halten vermocht, sobald aber
 seine Empfindung zu reifen begann, durchbrach sie dieselben,
 und setzte sich mit Gott gleichsam in ein persönliches Ver-
 hältniß. So z. B. in folgenden Strophen, aus einem größeren,
 sonst nicht bedeutenden Gedicht „An Gott“ (Z. 64):

„Nun, lieber Gott, du bleibst so lange,

Ich weiß nicht was ich denken soll;

Der Zweifel macht die Hoffnung lange,

Ich weine Bett und Tüfel voll;

Ach soll dann ich, nur ich allein

Ein Sündel meines Scherfers sein?

Ich mag mich schiden, drehn und winden,

Es ist mit allem nichts gethan,

Ein Zerkling schließt in beiden Ynden,

Und nabet we er füllern kann.

Nich sagt die Mühsamkeit hin und her

Nur macht mir noch die Armuth schwer.

Geburt, Creuzel, Noth und Jugend

Sind Uebel, das ich setzen muß,

Wer acht wohl hies den Weg der Jugend?

Ich wandte selber mit Verdrub,

Und bin noch schneller Neu und Leid
Der erste, der mich kauft und gibt."

Ein tiefes religiöses Bedürfnis geht durch sein ganzes Leben. Er ist sich seiner Schwäche bewußt, und braucht einen ständigen Anhalt für seine Seele. Sein leiblicher Vater hat sich von ihm losgelöst, ihn verlassen, was Wunder, daß er sich an den großen Vater Aller mit gesteigerter Hingebung wendet, und wie ein Zehn zu ihm spricht. Ritten im Taumel der Jugendtunde kommt er zum Bewußtsein, und stürzt in die tiefste Reue und Zerknirschung. Aber immer auf's Neue verlockt ihn die Welt zu den alten Fehlern, und so ist es ein stetes Ringen, ohne daß der Sieg der Sittlichkeit oder Religion jemals in ihm zur Erscheinung käme. So reichlich dergleichen religiöse Ernisse seinem Gemüth entsaucten, so ist er dieser Gattung doch nicht besonders glücklich zu nennen. Nicht allein für den rein kirchlichen Zweck, auch in einfacher Ruhe und Empfindung wird er darin von seinen großen Vorgängern und Vorbildern, Paul Fleming und Paul Gerhardt, ja sogar von weniger Bedeutenden, übertroffen. Mit Ausnahme von einigen, die allerdings in der Stimmung vollendet sind, und zu seinen schönsten Gedichten gehören (ich theile sie im Anhang mit), ist die große Masse seiner religiösen Poesien mehr der Ausdruck eines pathologischen Bedürfnisses, als des süßlich-harmonischen dichterischen Strebens. Es wird, da gegen das Ende seines Lebens diese Richtung bei ihm immer mehr in den Vordergrund tritt, auch öfter darauf zurückzukommen sein.

Neben wir Günther bisher hauptsächlich von der Seite

betrachtet, wo er sich Verdienste erworben und Meibendes in der Poesie geleistet, so muß doch jene andere auch berücksichtigt werden, auf welcher seine Zeit die hauptsächlichste Bedeutung des Dichters zu sehen glaubte, nämlich seine sati-
rischen Gedichte. Und allerdings gehören sie nothwendig zur Vervollständigung seines Charakterbildes, wie sie denn auch von Wichtigkeit sind für die späteren Schicksale seines Lebens. Wenn wir in seinen Liedern die ganze Naivetät des lrischen Erquieses erblicken, so tritt uns in den Satiren die Mollheit, die irreführende Seite des Dichters entgegen, die ihn mit den Geistreichsten und Erkenntnißvollsten seiner Zeit in gleiche Linie stellt. Schon auf der Schule über seine Jahre reif, hat er in den folgenden vier Jahren ein Urtheil, eine Welt und Lebenskenntniß erlangt, die wiederum weit über sein Alter geht.

Die Satire gehörte zu Anfang des achtzehnten Jahrhun-
derts zu den beliebtesten Dichtungsarten. Zu diese Form drängte sich Alles, was man dazumal an Humor aufzureißen hatte. Die Zeit war so nüchtern und prosaisch, daß selbst ihre Heiterkeit redundant wurde. Wie es ihr an Tiefe der Empfindung, an einem warmen Herzensschlag inneren Lebens für das Pathos der Leidenschaft gebrach, so war ihr der adte Humor ebenfalls etwas Fremdes und Unzugängliches. Denn noch mehr als das Tragische verlangt der Humor eine vertiefte Innerlichkeit, er erheischt eine noch feinere Bildung des Geistes und Gefühls. Den Dichtern seiner Zeit aber war diese Welt nicht erschlossen, sie verstanden sich nur auf Tröste und Lustiamabereuen, die, wenn sie nicht plump oder frivol ausfielen, meist von einer harten Deis von Schamhaftigkeit

angefancet waren. So boten sich die Satire und das Epigramm als die einzige Zuflucht dar. Aber weit entfernt, einen umfassenderen Gesichtspunkt zu wählen, warf man sich auch hier mit ganzer Hingebung auf das Kleinliche.

Man erstarrte Juvenal und Persius zu Vorbildern, ohne sie auf halbem Wege zu erreichen, und noch weniger war man fähig, die Feinheit des Horaz auch nur zu fassen.

Bernide allein zeichnet sich in seinen satirischen Epigrammen durch Vielseitigkeit und Witz aus. Neufürst hat zwar eine richtige Erkenntniß der Fehler seiner Zeit, aber seine Satiren sind klein, pedantisch und höchst prosaisch in der Form. Er steht, ob er gleich als Satirendichter immer ganz besonders gerühmt wird, doch kaum höher als Menck, der noch die größere Bildung für sich hatte. Beide drehen sich in doctrinärer Weise um die Tugde herum, ohne sie ordentlich anzufassen. Dasselbe gilt von Caniz. Liest man z. B. seine verriessene Satire „von der Poesie,“ so findet man so wenig Charakteristisches daran, daß, ohne diese Gebrauchs-anweisung, Niemand das Gedicht für eine Satire halten würde.

Anders verhält es sich mit Gantzer. Er faßt seinen Gegenstand rasch ins Auge, und reißt ihn mit jugendlicher Auhubeit vor Gericht. Aber auch ihm gelang es nicht, ein vollendetes satirisches Gedicht hervorzubringen, und zwar, weil das, was seiner Zeit am meisten fehlte, das Pathos der Leidenschaft, in seiner Natur zu mächtig herrschte. Auch die Satire entspringt bei ihm aus der schrankenlosen Heftigkeit seines Naturells, weit entfernt, ein Produkt ruhiger Beobachtung und ruhler Reflexion zu sein. Seine Satire ist keine

objektive, sie ist durchaus subjektiv. Wo er sich bei der Verührung mit der Welt persönlich in Disharmonie fühlt, da zerbröckeln sofort die Aunen seines Wibes, und regnet es schonungslose Ausfälle auf Schwächen, Thorheiten und Vaster. Aber sind seine Satiren meist rein gelegentlich, von seinem individuellen Widerwillen und durch seine persönliche Lebenslage hervorgerufen.

Genau genommen können die wenigsten davon im ästhetischen Sinne Satiren genannt werden. Denn er ist nur zuweilen der lachende Philosoph, der mit der Geißel seines Zvettes über den Erscheinungsformen einer sich in armeliger Kleinlichkeit hinichleppenden Zeit steht. Die Mehrzahl derselben besteht dagegen in gebarnischten Auflehnungen und Angrissen, oft gegen einzelne Persönlichkeiten. Nur in seltenen Fällen hat sein Gedicht den Zweck, ein von vornherein satirisches zu sein, dann aber ist seine Anlehnung an Horaz nicht zu verkennen.

Alles was wir jetzt seine Satiren nennen, ist, in kürzeren oder eingebenderen Bruchstücken, durch eine außerordentliche Menge von Gelegenheitsgedichten zerstreut, und muß mühsam aus denselben zusammenge sucht werden. Auf Magistratspromotionen, Aelteratswahlen, zu Hochzeiten, Todesfällen, Geburtstagen, für allerhand Gelegenheiten macht er Gedichte, und gibt diesen durch satirische Wendungen eine besondere Bedeutung (was übrigens auch Wende thut.) Seinen Zeitgenossen galten diese oft unsäglich ausgeschwommenen Ansprachen für sich schon als bedeutend, und sind sie die Spren, aus welcher wir die einzelnen Weizenkörner auszulesen haben.

Die ganze Masse seiner Gelegenheitsgedichte ist in vier

Büchern zusammengestellt, und umfaßt mehr als die Hälfte seiner sämmtlichen Dichtungen. Zwei Bücher führen den Titel „Satiren oder Straßgedichte,“ die beiden andern heißen „Briefe,“ obgleich man die ersteren ebensowohl Briefe nennen könnte, so wie sich auch in dem zweiten Theil eine Menge satirischer Stellen finden. Sie sind der Mehrzahl nach in Alexandrinern geschrieben, meist in einfachen Reimpaaren, zuweilen in verschlungenen Alexandrinerstropfen. Auch trochäische Langverse sind nicht selten, und manchmal bedient er sich hier auch einer leichteren Liedstrophe, wodurch der ganze Ton sofort ein frischer klingender wird.

Audem wir nun daran gehen, seine Satiren im Einzelnen genauer zu betrachten, fangen wir billig mit dem an, wogegen seine Poesie den bestigsten Widerwillen zeigte, und womit er sein ganzes Leben lang kämpfte, nämlich mit der Medicin. Er sagt von ihr (S. 382):

„Ni irrend eine Kunst,
An welcher Thorheit, Jank, Verwirrung, Hah und Tunk
Und Wahn und Verwig herrscht, so ist es in den Schulen
Wo Bader und Barbier mit Medicinern kühlen,
Und Heuler und Soldat und alles Lumpenpoet
Dem ewigen Galen Genuß und Ruhm bezweht,
Und Weiber, die einmal in Kindel Topf geroden
Bereits im Polidoch vor blinde Neben leben.“

Zwar, fährt er fort, dies verschmerzt Dugida noch, es ist
als wenn ein Rüdenschwarm um die Sonne fliegt:

„Nur dies gebiert ihr Scham, und macht ihr Ansehn blind,
Dah Nieder ihrer Kunst so schlecht beschlagen sind.“

Und Aerie, die sich doch in ihrem Reiche schreiden,
Ihr Wachsthum durch Pein und nicht höher aufwärts treiben.
Ihr Staat, es ist wohl wahr, begreift ein hartes Heer,
Das, wenn auch heute gleich der Türk im Felde war
Und Nojels Heiterkeit schon an die Grenzen reichte,
Sich doch, wie Treibender, mit Schülern wehren könnte."

Aber:

„So arm ist dies ihr Vell an Gründlichkeit und Wissen!
Und sind noch einige auf etwas hart beflissen,
So ist's Gedächtniß-Werk, und blos ein sinnlich Spiel,
Das Noth und Nothung treibt. Man hört sie kraut als Stiel,
Man schindet Baum und Thier, man präpelt, krennt und köstet
Kett, Erz und Rammien. Man weißt, was, was und trostet,
Bis daß die Seel entfährt. Man schreift, vuziert, verichreibt,
Man fragt die Bücher aus, befordert, hilft und treibt
Schweiß, Menat und Urin, und hilft mit einem Worte
Der müßblamen Natur fast nie am rechten Orte.
Und kommt dann endlich noch ein rechtlich kluger Mann,
Der, weil er Einsicht trägt, dem Uebel stemmen kann.
So brinat er sich gewiß um Stellung, Glück und Ruh,

* Valentin Ariebrand, genannt Treibender, nach seinem Geburtsorte in der Oberlausitz (geb. 1488, gest. 1566) der größte Schulmann seiner Zeit. Er stand in enger Verbindung mit Luther und Melanchthon, und hatte durch seine Reformation des Schulwesens einen außerordentlichen Einfluß auf die Zeit. Die gelehrte Schule zu Goldberg in Schlesien, der er 33 Jahre als Rektor vorstand, erlangte eine Persönlichkeit, wie es selten einer andern gelungen ist. Aus allen Weltgegenden strömten Jünglinge herbei; die Schulgebäude nahmen, da alle Schüler in denselben zusammen wohnten, den Umfang einer Stadt ein. Die gewöhnliche Zahl von Treibenders Schülern ging auf Tausend, oft jedoch weit darüber hinaus. Vergl. Vinzger, „Val. Ariebrand, gen. Treibender.“ Goldberg 1825.

Und muß oft statt des Lobes der wohlbedachten Tugenden
 Ein neuer Acker sein und lose Aehren hören.
 Die Wahrheit, so sein Geist mit Müß herausgebracht,
 Wird als ein alter Treck von Juna und Al belacht,
 Und weil er nicht den Weg des Schlenkrians genommen,
 Verläßt man ihn wohl gar den letzten Sitz der Aerenmen."

Es ist also nicht die Wissenschaft, die er tadelt, sondern
 ihre Diener. Ebenso verhält es sich mit seinen sehr zahl-
 reichen Ausfällen gegen die Theologen, deren Mißbrauch
 ihres Lehramtes er angreift. Hier wird er fast immer per-
 sönlich, bis zur Greulichkeit, z. B. (S. 462):

"Dort grunzt das Murmeltier, der falsche Dietrich,
 Der nur, wie Sodom's Frucht, von außen leuchtbar ist!
 — Ich habe Grund
 Die Besess'n durchzusehn, wenn manches Heuchlers Mund
 Des Allerböschten Mund zum Hochmuthdel braucht,
 Des Nächsten Schwachheit schimmt, vor Eifer schwaunt und raudet;
 Von außen Feuer speit, von innen sicher lacht,
 Mit Reichthum Ruchet treibt, den Böbel talend macht,
 Und wenn die Christheit sein Maul, wie billig, schmeichet,
 Dazu noch orthodox und gar ein Märtyrer heißet,
 Zaht, die ihr Wahrheit liebt, und Gott und Klugheit kennt,
 Als Unrecht, daß man die mit Haalen Schrote brennt,
 Die, so an Zankmuth stets dem Meißel folgen sollen,
 Und doch so unachtsam bei Fastern fremm thun wollen?
 Bei Fastern, die ihr Miß in fremde Schmach verthüllt,
 Ihr Miß, der vor der Zeit der Vollstreckt Ob gefüllt,
 Reyt aber seinen Keil, den die nicht gar verichwenket,
 Nach Pharäer-Art auf's Aepfermaden wendet."

Da steht Panchas, da mußt die Hand schmähen,
 Und, was ein Schaaf verlor, der saugen Heerd erlösen.
 Nicht,ummer Prädikant, bei deiner Concertang,
 Und greife weiter nicht auf meinen Tichtertrank!
 Ne nicht, so freue dich auf meines Rheus Bräuthe,
 Wie unter Chärlus, auf dentich Kaiser A — —

Taaßen seiner im Ausdruck in die Stelle (Z. 551):

„Metz ist ein Sauerkerl, und schwört mit Besacht
 Er habe es daher willens nicht gelacht:
 Melro, schmei doch um davon, sonst werden alle Arommen,
 Du bist daher noch nicht in Parens Pectus kommen.“

und ebenie (Z. 553):

„Bav meint, ich glaube nicht, Allein ich Bav recht Aug'
 Ich stau, daß mir Gott Frey, Zerkheit und Leben,
 Von aber uns an: sein um Pichler acaben:
 Es glaubt ein frommer Chriß, und ich mit ihm genau.“

Nicht minder bestig ergeht sich seine Satire gegen gewisse
 Herrsantanten des Adels. Von ihnen sagt er (Z. 374):

„Wer auf sein altes Hans ein eignes Verrecht rocht,
 Tutch truntnen Müßiggang sein Vater-Heil verlost,
 Und wenn das Teuf entläßt over leunt nicht unsre Zeiten?
 Auf Stricken sich bemüht, den Bauern nachzureiten:
 Mi riez ein Erdmann, heist dieses tarter sein?
 O leicht die Wargen aus! Da! wirft ein Müßling ein,
 Der etwa in der Welt so weit herum aciegen
 Als unserm Vater nützt die arane Hans enthezen:

„Was, spricht er, schert mich wohl die Geisteslängerei?
 „Was nützt der ganze Kram gelehrter Hudelei?
 „Ich bleibe, wer ich bin, denn zur Galanterie
 „Mit jenen schon armia das Mal il Nupoli,
 „Ihre Feien von Paris, nehm einer Ubr aus Venden,
 „Damit gefall ich schon den Schwarzen, wie der Menschen.
 „Es kennt ja Jedermann die Medien neuer Welt;
 „Die Mänste gehn nach Predt; und dab ich nur mein Geld,
 „Den Käufer auch dabei, zusammt dem lieben Adel,
 „So bin und bleib ich froh, und höre keinen Tadel.
 „Dann wer mich verdenkt ren soll der Heuler helen!
 „Ich bin ein Cavalier! Hier liegen die Pistolen!
 „So schwagt der Junker fort, und machst sich überdicht froh;
 „Nemmis aber zu der That, und steht er einmal bloß,
 „So ättert er vor Aucht, und hat so viel Centone,
 „Als jener gute Freund, den Herr, Aucht, Maad und Roze
 „Aus Haus und Simmer schlug; er blieb beim Ragbar hehn,
 „Und sprach: Es thut mir nichts, ich wollte so gleich gehn!“ —

Interessant ist es nun, zu sehen, wie häufig er, dessen Gedichte der Mehrzahl nach Gelegenheitsgedichte sind, gegen diese Gattung, und zwar wiederum in Gelegenheitsgedichten eifert. Das Zeugnissen auf Bestellung war zum Theil sein Erwerbsweis, und doch schwächte und litt er unter diesem Noth. Er verwahrt sich, wenn er, von seinem eigenen Herzen getrieben, irgend einem hochgestellten Manne seine Verehrung in Versen ausdrückt, ausdrücklich dagegen, daß er einen Lohn erwarte. So (Z. 732):

„Mein Arneben triff mein Tichten,
 „Als suchst ich dir um Lohn ein Tentmal aufzurichten.

Denn dies beidwer' ich hier bei dem was heilig heißt,
 So schließt mich auch die Hand des kranken Kindes freit,
 So wenig will mir doch die Schmeichelei gefallen,
 Denn Leieru maner Hand nach Weh und Hunger schallen,
 Vielmehr verfluch' ich oft, jedoch mir nur in's Ohr,
 Die Noth neuer Zeit, da unier Mufen-Ober
 Ein Bettel Leben wird, und, wo nur Braten riechen,
 Jeht Tichter allbereit in eine Stube kriechen."

Aber die Sucht des Publikums nach Gelegenheitsgedichten
 ist, wie er sagt, übermäßig. Jeder will an gewissen Tagen
 ein Loblied auf sich hören, und die meisten schätzen sich
 glücklich:

— „wenn sie einen Kranz vor hiebzehn Thaler laufen.“

Da sieht man sie:

„Nach Perlen betteln zehn und drei Paar Schuh verlaufen.“

Und die Zuneigungen, die dem Poeten dabei gemacht wer-
 den, schildert er folgendermaßen (Z. 388):

— „Wenn Phea- und Namen-stein

Und Braut- und Weiserichmaus mein Pferd beschreiben laßt,
 Da muh der müde Gaul, e trügen ihn die Raben!
 Per sechzehn Breiden Augs von hier nach Meeslau traben,
 Der fordert auf ein Matt den ganzen Tichterstram,
 Und ist laß wie Hans Tumm, der dort zum Binkel kam,
 Und hat, er möcht ihm doch rer billiges Bewahlen
 Den großen Geliath auf einen Treier mahlen,
 Dem soll ich den Para in jede Stroebe thun,
 Der kettelt, acht und semmt, und kann von Angst nicht ruhn.

Des daß ich Mavien erbärmlich vergeleitet,
 Wie, da sie gestern steht das Sonntags-Binn geideuret,
 Ihr aufgestreifter Arm die Schwanenhaut entbleiht,
 Und ihm dadurch die Milch der Hoffnung eingeßleht,
 Dabei in seiner Brust ein neuer Ketna brennte,
 Dem selbst ihr Schüßel-Rath die Gluth nicht löschen könnte."

Trotzdem ist aber die Waare zu begehrt, als daß sich nicht
 hunderte auf diesen Industriezweig werfen sollten (S. 389):

„Geht Plakatreiter ab und steht an jeden Stein,
 Es springt ein Thier heraus, das will ein Dichter sein:
 Der kommt und redt den Stein, vergast sich in sich selber,
 Verdreht so Aua' als Äuk, wie abgeschotene Hälber,
 Trägt Gut und Pufen voll, ertappt mich hier und dar,
 Und liest mir (Himmel hilf!)est hat mein Obr Gefahr!)
 Ein fromes Cürmen vor, und schickt bei jeder Zeile,
 Und räufert, bis ich ihr ein falsches Lob ertheile.
 Oi, sprach ich, ei das Klingt! ja, denk' ich, hinten um!
 Der Herr veridasse sich ein Privilegium,
 Und lak als Erz-Poet sein Bild in Kupfer stecken.
 Die Tröbler werden ihm den reichsten Lohn versprechen. —
 Der Mißbrauch wüthet schon, und macht uns so veracht,
 Daß nitraends ein Ankauf der Pufen Glend mindert.
 Bisweilen findet sich ein wider Mäcenat —
 Allein wodurch? warum? Ein niederträchtig Blatt
 Bestürmt sein Aellen-Herz mit ungerechtem Schmeicheln,
 Als sucht es Gott und ihm den Himmel abzuhendeln.
 Dies Vell vergiebt um Bied Unsterblichkeit und Ruhm,
 Sept Ah, und Hasenfleisch in Namens Heiligthum,
 Macht Schneider grob und fies, schlät Thürmer hochgehoben,
 Und schlägt, wie Tokua, oft Giel an Dec-Thoren."

Die Schmeichler sind es, welche jedes Kaiser zu einer Tugend zu machen versuchen, und daher nicht nur ihr eigenes, sondern auch das Glück der Welt befördern. Darum sagt er (Z. 529):

„O heil'ge Schmeichler! O bedarfechte Vö!'
Werd' ich mir an's Brett und an das Glücke schmiegen!
O daß doch unter uns verblüh' sein Tempel ist!"

Aber wie Götter immer ehrlich und offen ist, so nimmt er sich selbst von dem Tadel nicht aus. Er gesteht (Z. 591):

„Ich habe meinen Theil der Überbith oft geliebt,

Und manchen reichen Über
Durch Vö und Schmeichler um Gedulth angetrieben."

Dies Bekenntniß wird durch die folgende Stelle eingehend illustriert, und zwar mit einem ironischen Rückblick auf die Uebertreibung und Sprachmancrerei der Lebensfeindlichen Schule (Z. 376):

„Erheb ich einen Hert zuweilen um das Geld,
So find ich prächtig an: Trübel untrer Welt!
Ich steck, wie jezt noch viel, die Namen vor die Vöber
Und gang oft um ein A drei Stunden auf und nieder.
Auch schiff ich ettermal auf Tieln über Meer,
Und best ein Gleichnißwort aus Rissiriri her;
Pekob den Lebensfein, wie andre Schul:Monarchen,
Und war sein Heim darauf, so stift ich ihn von Parken,
So schlimm das Wort auch klang; Mareco, Pengala,
Der, Pantam, Meriko, Cuintan, Morika.

Die alle muhten mit Baum, Steine, Thiere, Finken,
 Und was nur leibbar lieh, in Dichterlasten jenen.
 Da klappte mit kein Vers, der nicht auf Stielen ging,
 Und wenn ich ungefähr ein Maul voll Götter sang,
 So rast ich voller Lust.
 Dies that ich, als mein Biß noch gar zu unreif dich."

Er verabscheut jetzt diesen Mißbrauch der Poesie und sagt
 von ihr (Z. 395):

"Das Amt der Poesie steht nicht im Schmaroden.
 Sie ist kein Märchen Stam, die Einsicht zu betrüben;
 Kein süßes Hellen Gift, die Wahrheit zu erschiden;
 Sie schmückt die Weisheit aus, und giebt der Tugend Hül.
 In welcher sie das Volk in Tündern führen soll;
 Ob viel entdekt mit Recht der Völker Grund und Schande.
 Obn Abscheu vor Gefahr."

Aber freilich, achte Poesie findet bei den Wenigsten Ein-
 gang, und er Haat (Z. 387):

"Denn alle, wie man hört, verachten rechte Gaben,
 Und wollen (Hochsterdings nur Lustigmacher haben.
 Auch Leute, deren Amt und Raet und Stand und Zeit
 Des Wohlthuns Eunst begehrt, verstellen Gang und Kleid,
 Und Lügen, Red und sters mit abschmackten Dingen,
 Vercherzen die Vernunft und fangen an zu springen,
 Und jandzen überlaut, wenn irgend eine Schrift
 Die ihrer Weichlichkeit gemähe Note trift.
 Und werken vor Pegier fast aus sich selbst getrieben,
 So bald ein arder Man; ein Cuodlibet geschrieben."

Auch den Geschmack der Frauen schuldet er als nicht besser.
Die meisten sagt er (Z. 590) seien:

Verirrte Weib-Schwärmer.

Bei welchen Scham und Aucht sein offnes Ohr mehr hat,
Und die gleichwohl dabei die allerfrömmsten lästern.
Ein hässlich-idealer Brief, ein schändlicher Roman,
Ein schlüpfrig Pöbel-Vied fällt ihnen Schrank und Taischen,
Und wenn der Dichter nur sein Joten reihen kann,
Nemmt gleich ein Jahrmarktsteln von Handstuch, Band und Maichen."

Nicht er so einerseits gegen die Vorliebe für schlüpfrige und unzüchtige Schriften in Felde, so kann er am andern Orte auch das andere Extrem des Unge schmacks nicht ungetadelt lassen, nämlich die Muth von nüchternen geistlichen Meistereien. Wie hoch er die bedeutenderen Kirchenliederdichter seiner und der vorgangenen Zeit schätzte, ist aus einer Reihe von Vorgerichten (z. B. an Schmoll, Audo, Tiebesius) zu ersehen, und wie sehr es ihn selbst immer zur religiösen Beeife hintrieb, haben wir oben gesagt. Sein Eifer und Zrett geht auf den Mißbrauch, der aus dem innersten Bedurfnis eine Medefache gemacht hatte. Noch aus dem siebzehnten Jahrhundert war die Zitte hergekommern, daß jeder Pfarrer, Kantor und Schulmeister Kirchenlieder dichtete. Der rechte Gehalt war längst in leerer Meimerei untergegangen, und der religiöse frische Urquell hatte in einer unabsehbaren Ausbreitung geschmackloser Salbaderei versumpfen müssen. Aber das Urtheil der großen Masse des Publikums unterschied auch hier nicht das Bessere, und bezeugte oder heuchelte vor der bloßen Airma des Kirchenliedes die andächtigte

Verehrung. Taber sagt Guntber unter anderen Stellen (S. 452):

„Da wird der stumme Hers des blinden Ibrax gerühmt,
Der, weil ihm das Gehirn vor Andacht längst verdimmelt,
Sein Malt voll Sprüche hehrt, der Bibel Geist verstümmelt,
Und gar so heilig reimt, daß, wenn die Kechin liest,
Und eh sie fertig ist, das Malt voll Thränen ist.
Das gute Mensch thut recht. Wer kann Gewohnheit bessern?
Sie hat es im Gebrauch den Stedrich einzumässern.“ —

Die Art, wie Guntber die Kritik auffasste, hing durch-
aus mit den allgemeinen Begriffen seiner Zeit zusammen. Die
Anfänge der Aesthetik rangen noch vergeblich aus theoretischen
Werken voll nüchterner Anweisungen einer klaren und unbefan-
genen Auffassung der Poesie entgegen. Der Zweifel an Auto-
ritäten wagte noch nicht aufzutreten, der Krisapfel des ersten
principiellen Angriffs war noch nicht unter die Perrücken der
Würdenträger der deutschen poetischen Tafelrunde gefallen.
Erst nach Guntbers Tode begannen sich, in dem literarischen
Kampfe Gottscheds mit den Schweizern, die Geister über das
Lesen der Kunst aneinander zu reiben, ihre Kräfte zu üben
und schmerzlicher zu machen, und so zum Bewußtsein zu
kommen. Es fehlte mit einem Worte noch an der mächtigen
Waffe der journalistischen Aussprache. Den Dichtern
und Gelehrten genügte es, in Versen einander zu erheben
und zu bewundern, und das Geltendmachen jeder andern An-
sicht galt für verächtliche Beleidigung, die nicht ohne eine
erbitterte Entgegnung bleiben konnte. Ganz diesen Charakter
hat auch jener literarische Kampf zwischen dem Epigrammen-

didter Hernde und den Lebenskriegeren Gynold und
 Kestel in Hamburg, ein Streit, der gewöhnlich als das
 eine Lebenszeichen der Minut in Teutisland betrachtet wird.
 Hernde, der in der Schule der Franzosen sich den Poëtan
 zum Muster genommen hatte, freistete in Epigrammen über
 die Auerndie des Lebenskrieger Gynmanneswaldenischen Ge-
 schickes, wiewohl er die Verdienste der beiden Schlesier sehr
 hochschätzte. Kestel, der in dem Antritt auf sein großes Vorbild
 einen Stolz auf sich selbst vernünftete, schrieb darauf ein Sonett
 gegen Hernde, worin er ihn einen Haken nennt, "der auf
 dem letzten Versen Lebenskrieger nunterspringt. Hernde, war
 achtsamer als die Gegenwärtigen, versah sich doch so weit, eine
 Zantre gegen Kestel zu verfassen, welche er „Kestelgedicht“
 nannte, und worin Hans Zachs, mit dessen gutem Namen
 man damals einen elenden Reimer zu bezeichnen pflegte, den
 Meister Zetske (Kestel) zu seinem Nachfolger ernannt. Kestel
 überließ die Rede hierfür seinem Freunde Gynold, der darauf
 Hernde in einem allernun Zusanfiele „der überdichte Kritisch-
 meister oder der schwarzende Poet“ verhöttete.¹ Man wed-
 sette noch einige erbitterte Epigramme, und endlich verließ
 sich die Rede, die keiner Partei zur Ehre gereichte. Von
 Prinzipien und ihrer Begründung war nicht die Rede, und
 die Literatur war davon weder eine rechtliche Frucht, noch
 tragend einen kritischen Nahrungsstoff. — Berniedelte sich
 nun ein Dichter in einen solchen Kampf mit gewöhnlichen

¹ Freig. Weerwund, Geschichte der deutschen Nationalliteratur der
 Deutschen, Bd. III, 2, 345. — Heberlein, Grundriss der Geschichte
 der deutschen Nationalliteratur. I. 2, 699 und vorher 2, 532. — Pen-
 brueck, Geschichte der Poesie und Poesianten. N. 2, 132.

Reinern von Professen, so mußte derselbe noch viel profaischer und unerquicklicher werden. Guther, bei seinem Gang zur Satire, bei seiner unactiven Heftigkeit, sah sich in eine Menge deraartiger Zehrmündel hineingestoen, die auf Flugblättern geführt wurden, und für welche meist feilliche, durchaus un-geeignete Gelegenheiten befallen mußten. Er wittert, nach der allgemainen Aufschauung seiner Zeit, hinter dem Tadel nur Verheit, und oft mochte dieselbe deutlich genug sprechen, und so ruft er (Z. 532):

„Verdammte Tadelstuch! Du Zende dieser Zeit!
Du Bollwerk der Vernunft, du Fester der Negäre!“

und (Z. 533):

„Schickt man das Auge nur in die gelehrte Welt,
So sieht sich bald ein Schwarm von Remus-Brüdern wittern,
Die dieie Schlangengrube in ihrem Eulen füttern,
Den eine Wasserfucht der Hoffahrt aufgeblüht.
Dies aufgeblas'ne Poff — —
Denkt, wenn es ein Pasauß mit Angst zur Welt gebracht,
Tah sich der Juvenal aus Eiferfucht ergötze,
Da der Peleidiote die Schrift, die ihn verlegt,
Tock mehr Erbarmung werth als abndes-würd'ge ichheit.“

Hätte er sich in dieser Gelassenheit zwingen können, so würde ihm viel Ungemach erspart werden sein, aber fertgerissen von seiner unbefonnenen Nachlust, sieht er kein Mittel, es seinem Angreifer an Abgesamachtheit und Ungezogenheit noch unner zu thun. Er verwehrt sich allerdings, als ob er seine eigene Sache vertheidete, und sagt (Z. 416):

— Der Citer kriecht nun los,
 Anseht nicht leicht vor mich das Wort zu sprechen,
 Als seah einen Pan der Guten Schimpf zu rächen.
 Wehlan, Calliere, crette dich und mich
 Von richer Arretel: That, sonst wird man sicherlich
 Ten muntern Poasius noch endlich um Walladen,
 Und deine Schweslern gar zu lauter Huren machen.
 Ein Glückling, welcher kaum das griech'sche Aeta kennt,
 Und etwas zwei bis drei gelehrte Männer nennt,
 Tenst ——— n.

Und nun folgt eine lange, weitichweifige und abgemackte
 Verfertigung des Pindars, der „ihn im Tichten durchgezogen“
 hatte. Zelten weiß er sich in solchen Fällen zu mahigen; er
 verkauft es, wenn er selbst den ersten Streich gethan, und
 halt die Herlik des Betroffenen für das strafenswürdigste Un-
 recht. Wir erinnern hier an seinen ebenso erbitterten als
 überdichten Streich mit dem Waasser Straule aus der Witten-
 beraer Zeit.

Wehr berechtigt war Gunthers Unwille über die Gleich-
 gultigkeit der Menschen gegen achte Poesie. Denn so viel-
 fach er auch aegruuuen war Gelegenheitsgedichte zu machen,
 so bewahrte der bessere Dichter in ihm sich doch seine Feier-
 stunden, wo er an das edlere Werk auch mit reinem Gefühl
 und größerem Fleiße ging. Aber das Schöne, was er so
 geschaffen, wurde eben von der Masse, wie immer, ohne
 Theilnahme oder Verständniß übersehen. Darüber klagt er
 (S. 386):

„Man lauert, list und hunt, verändert, schreibt, durchstreicht,
 Schmeißt Züß' und Reim herum, verächt, verwirft, vergleicht,

Ob' Wörter und Peariff so wahr als herzlich kassen,
 Und in des Lesers Ohr ein gründlich Etwas lassen;
 Doch wenn es unter Aelch auch noch so schön gemeint,
 Und nachmals vor der Welt mit Sorg' und Furcht erkündet,
 So wird es oft so lahl und ebenin gelesen,
 Als war es ein Gebet vom Habermann gewesen.
 Mein Bild erreicht den Geist, der im Gedanken lebt,
 Sein Mund entlockt die Kraft, womit das Wort steht,
 Und niemand kennt noch schätzt die Ordnung im Verbinden,
 Da hundert gegenheils noch tausend Splitter finden.
 Das heit' ich manchmal nicht vor Überheit oder Neid,
 Wenn ungefähr mein Ziel ein Tagewerk verstreut!
 Da kriegt das Maul zu thun, da schwacht ein Tisch voll Richter,
 Da schiert und festert man den unbekannten Dichter." x.

(Z. 587):

„Es geht nicht anders her, dies sind der Mißgunst Sitten,
 Tsch, weil der Dichter lebt, er wenig Ruhm erlangt;
 Noch, eh die Parzen ihm den Faden abgeschnitten,
 Sein wohlverdienter Kranz auf Marmerläufen pranzt.
 Die Unart eurer Welt lebt selten ein Gedichte,
 Wenn nicht die Hand schon fault, die es geschrieben hat.
 Der Tod gebiert uns erst ein grünesdes Gerüchte,
 Die Ehren-Weise klebt des Sarges Lager-Statt.“

Aber wenden wir von diesen Kleinlichen und rein persönlichen Klagen noch einmal den Blick auf das Allgemeine zurück, um zu zeigen, wie er auch wieder einen höheren Gesichtspunkt zu finden wußte. All seine frühen Erfahrungen haben ihm ein im Ganzen dunkles Bild von der Gegenwart erschaffen, und mit Schmerz erkennt er (Z. 474):

„An Oben lauf und Fuß in Freundlichkeit unbekant,
Am Tempel Schmuth, Pein, Verachtung, Wechselländer:
In Schulen Ackerbau und lerne Wertgelehrte,
In Ibenis Solitudo ein geistes Zinnennest,
Das maare Algen singt und Hummeln schwärmen laßt,
Am reichsten Vortritt viel Mund an idischen Wänden:
Und endlich überhaut in arch und kleinen Ständen
Das Leben mit die lät der hundert *aranea* Jahr,
Ob Gesch mit dem Pan des Kaffens fertig war.“

Er besaß und verdammt das Hebelbegehen, in dem die Welt sich in ihrer Verfeiltheit brühet, und das Sträuben gegen neue Ideen, die sie aus ihrer Lallheit herausführenden sollten. Zv (2. 862):

„Man actant sich nichts zu sagen,
man verfallt von Zeit zu Zeit,
Und gewohnt sich ganz adaffen,
in der Nichtverdrängten.“

Endlich, da ihm all sein Zvetten doch nichts helfen will, die Welt zu bessern, beschließt er zu schwelgen (2. 403):

„Ich bin des Katen Krieger müde:
Ich lerte mein Ruh und lerte nichts als Anier:
Tsch nein! Ich schwelge nicht!“

In diesem Ziehe ist es ihm eine Genugthuung, daß er die bedeutendsten Männer der Zeit auf seiner Seite hat. (2. 395):

„Tsch *Mende*, Steich mit Zcharff mein Nichts vor etwas schön,
Tsch *Prehler*! lügst Welt mich unverzint eracht,

Tak, den du dich hinst und hinst nicht andern Freund und Gennern
 Ja, daß auch Schindels' Kunst, der Kern von allen Kernern
 Der rechten Poesie, nur selbst wohl gewillt,
 Ist nicht, als wäre nur ein Vant voll Thoren held.

In wadter Wanner Kunst besteht ein Theil des Ruhms
 Der edle Zehen wert."

Er sieht, daß es dennoch Tag werden, daß die Geister
 sich aus ihrem Schlafe erheben, und Künste und Wissenschaf-
 ten zu ihrem Rechte kommen müssen, und so ruft er freudig
 (Z. 184):

„Die Weisheit kriecht ja schon viel hundert Auen auf,
 Und reißt durch manchen Strahl von ihrem hellen Lichte,
 Der deutschen Varnamlet die Schuren vom Gesichte!"

Audem wir so aus der Menge seiner erdungslos ge-
 mütheten Gedankensandichte die zerstreuten Gedanken her-
 ausgeleitet und in einem Kreislauf zusammengedrückt haben, kennen
 wir den Charakter seiner Latine genauer überleben. Es ist
 die unruhlsame Heftigkeit einer magischen Natur, die sich

„Joh. Christ. Schindels' ach. 1677, ach. in Brag 1750. Schindels
 einige dramatische Stücke. Feil. August Kahlert, Schindels Anteil
 an deutscher Poesie. Ulm. Schindels' die Rede im ersten Kapitel.
 Stets mit Vornehmheit waren schindels Privatmänner ohne literarischen
 Charakter. Der wahre, Glos von Schindels, Kaufmann und Kirchenver-
 treter in Varnamlet, war ein Verheiratheter und Kenner der Literatur und einer
 der größten Weisheitskünstler. Zum Leben Hans Schindels von
 Schindels blieb Schindels als Freund immer verbunden, befreundete sich nach
 dem Tode des Vaters an der Personengabe seiner Werke, mit Hart bald
 nach ihm. — Von Schindels, der sich ebenfalls große Verdienste um
 erwerben, mit Vater nach der Rede sein.

von der geistigen Verunsicherung ihrer Umgebung überall angetroffen findet. Günther kämpft gegen die Verurtheile, Überheben und Vasser seiner Zeit, aber er ist zur Hälfte selbst noch von ihnen befangen. Er weiß es, will sich gegen sie und sich selbst wehren, aber es fehlt ihm, wie an Bekanntheit, so an einer geistigen Sandsale, die Dinge richtig angucken lassen, und so konnte der verlassene Kampf nur ein aufreibender für ihn werden. Auch war jenes geistige Verunsichern, welches sich in den zuletzt citirten Versen ausdrückt, durchaus nicht seine bleibende Stimmung. Wie er unruhig in seinem Leben war, und es von Jahr zu Jahr mehr ward, so ist auch seine innere Verunsicherung ein wiederholtes Wechseln von Petriana und Riederachlagenheit, bis zur Verunsicherung. Da sich seine Zune über einen weiten Kreis erstreckt, so mußte ihm damit eine große Anzahl von Widersprüchen erwachsen, deren Klage seine Verunsicherung, wie schon erwähnt, bis zur Selbstverunsicherung herausforderte. Will aber der Dichter seine Petriana, die Schwächen seiner Zeitgenossen zu verstreuen, bereuen, so darf er den Mangel nicht in eine unerbittliche, kleine, verunsichernde Achse ausarten lassen, er muß in neuen bedeutenden Versen zeigen, daß er über seinen Leiden steht. In seiner Arbeit aber, die ein großes Werk erfordert, war Günther zu unruhig, ihm fehlte, selbst wenn sein Talent ausgereicht hätte, die materielle Ruhe. Er lebte gänzlich von der Arbeitskraft seiner Gönner, und diese ungleiche Existenz hinderte ihn im Leben wie in der Arbeit des Dichtens. Manche dieser Gönner ließen sich durch seine Zune, wohl auch durch seine zu freie Lebensweise gewinnen, und waren ihm Sand von ihm ab. Hierin sah er

neues Unrecht, wohl gar Feindschaft, und Klagen folgten auf Klagen. Auch von diesen ist ein großer Theil seiner Gelegenheitsgedichte durchflossen.

Die Gelegenheitsdichterei als Profession also war es, zu der sich Guntter verablassen mußte, er dichtete auf Bestellung und für Geld. Die Noth trieb ihn zu diesem unglücklichen Erwerbswege, der jedoch nach der Auffassung seiner Zeit durchaus noch nicht mit dem Stempel der Unwürdigkeit behaftet war, wie er es heute ist. Wüßten wir die Anekdote eines so großen Talentes unter die Willkür des Publicums andes belegen, so ist doch anzuerkennen, mit wie viel Erfindungskraft er, wenn er in Stimmung war, oder wenn ihn die Personen interessierten, sich solcher Arbeiten entledigte. Er wahlte sich dann meist ein bestimmtes Thema, welches er durchfuhr, und mit einer Menge von geistvollen Einfällen und Wendungen durchfuhr. Freilich aber geht durch die große Mehrzahl dieser Improvisationen die traurige Familiendehnlichkeit des von der Noth gebornen Heimzwanges. Dann ist Alles aufs Geratheweil, völlig handwerkemäßig eben geschrieben, wie denn die Massenproduction jede innere Betheiligung des Dichters aufheben mußte. Wie konnte überhaupt noch der Dichter ins Spiel kommen, wenn er auf den Tod des Herrn Schwabert, Bürgermeisters in Leipzig, drei; auf das Absterben der Frau Salome Völscherin aber vier Leichen- carmina für verschiedene Besteller zu liefern hatte? Daraus wird natürlich eine Akrivie, und daß er bei solcher Beschäftigung sich in Gelegenheiten auch auf das bloße Zusammenstellen verstand, erhellt daraus, daß man in seiner Sammlung ein Grablied und eine Geburtstagsgratulation

findet, welche beide mit denselben vier Streichen beginnen.
(Z. 610 und Z. 643.)

Was nun aber unter Günfters Gedichten am meisten abfällt, und wodurch er von neueren Kritikern förmlich zum Repräsentanten der Noheit gemacht worden ist, das sind einige seiner Hochzeitsgedichte. In der That häufen sich in ihnen die Anfeindlichkeiten, und namentlich ist ein „Hochzeitslied“ darunter, die Uebersetzung eines *epithalamium* des Johannes Secundus¹ (der damals sehr geschätzt wurde) von einer Plautik des Cynismus, die jedes Maas übersteigt. Es wird sich heut Niemand mehr einfallen lassen, diese Dinge zu vertheiligen, aber seine Tadler bringen nicht in Rechnung, wie viel von seiner Schuld der Geschmacksverderbnis jener Tage anheim fällt. Ist wurde zu Hochzeiten von Günstler etwas „Kunstiges“ gebracht, d. h. man wünschte die Neuvermählten durch Unanständigkeit und Joten zu beglücken. Es war dies eine fernerliche Sitte, und so wenig wurde das Ohr selbst der Gebildeten dadurch verletzt, daß sogar ein Wende sich nicht schente, jenes *epithalamium* Günstlers als ein Meisterstück zu rühmen.² Wenn selbst die Vertreter des Geschmacks in

¹ Johannes Secundus mit seinem wahren Namen Jan Nicolaas Everard, geb. 1511 im Haag, gest. 1596 in Utrecht. Von vornehmer Familie, einer der gebildetsten Männer seiner Zeit. Er schrieb Gedichte in classischem Latein. „Basia,“ erotische Dichtungen, und „Opera poetica.“ Cren, Pleggen x.

² Art. erud. Th. 101, Z. 346. „Es ist dasselbe (das *epithalamium*) unfehlbar im Lateinischen ein Meisterstück vieler berühmten Dichter; nur die deutsche Uebersetzung ist Hr. Günstler so wohl gerathen, daß es weitesthins im Irrthum scheint, es das Original eher die Uebersetzung mehr Kraft habe. Die erkrankten Herren, welche der Jugend alle vergleichen

seiner Urmachung sich an dergleichen ergötzen, wenn die Würde gelehrter Professoren sich durch Anhörung wollüstiger Schilderungen nicht beeinträchtigt fühlte, wie hätte ein ausgelassener junger Student unter all den alten Herrn allein den Präden spielen mögen? Wie verwerflich übrigens diese Richtung sei, wußte Gantzer wohl, wie wir das aus einer seiner Satiren gesehen haben, und sein Abscheu davor spricht sich auch sonst in späteren Gedichten aus. Wir sollten ihn daher eher beklagen als verdammen, und dürfen getrost die Hälfte seiner Schuld der sittlichen Verkommenheit der Zeit aufbürden.

Indessen mußte eine solche Verschwendung seiner Kräfte die übelste Wirkung auf ihn ausüben. Er vergaß nicht selten in Stunden, wo er sein besseres Selbst im Gedichte zu sammeln suchte, daß er sich hier nicht jene Geschmacklosigkeiten erlauben durfte, über die seine bloßen Annuden hinwegliefen. Und so vernachlässigte er oft den Ausdruck, so sehr er auch sonst seiner Herr war.

Vandres davon beruht auf provincial-schläfischen Wendungen, z. B. „Du doch nicht so sehr um mich,“ d. h. gräme dich nicht. Anderntheils bewegt er sich in dem Kreise der conventionellen damaligen Dichtersprache, die durch Geschraubtheit, Ziererei und Uebertreibung des Ausdrucks die Leere des Inhalts zu verdecken suchte.¹ So brauchte er oft

poetischen Spielwerke aus neuen Händen reifen wollen, werden freilich mit der etwas freien Götterherden Feder nicht angetrieben sein; und ich habe gar keinen Grund dieselbe zu rechtfertigen. Das aber kann man nicht leugnen, daß die Poesie in dieser Uebersetzung von der Stärke des Verfassers kein geringes Zeugnis ablegte.“

¹ Fecul, Hoffmann von Fallersleben o. a. C.

Werte: Jann für Sand, Prunk für Liebe, Besseren für Meiden; dann Umschreibungen wie: annehmbarer Fleiß für Gedicht, arunes Alter für Jugend; ferner die Bezeichnungen „galant und nett,“ für allerlei Abstufungen der Begriffe von Liebenswürdigkeit und Schönheit. Anderes jedoch fällt ihm allein anheim. So ünat er einem abtreißenden Freunde den Gruß (Z. 171):

„Wir schmeißen dir den treuen Segen,
So hast du wanderst, hinten nach!“

Ferner in der Cantate an die Violine des Herrn Pfeiffer (Z. 346):

„San meinen Geist und Tarm zugleich,“

und:

„So hör' ich auf den sanften Törmen
Die Gratien im Cusul schwärmen.“

Einem Brautkamm sagt er, die Lippen seiner Braut seien eine Kelter (Z. 216):

„Weraus die Mühe süßer stichen
Als Odenburgs October-Bier,“

und in demselben Gedichte, nachdem er von dem Gerebe der Leute bei Verlobungen gesprochen hat, macht er den Vergleich:

„Und hui, ein Eßlein gleicht den Bräuten,
Woran sich jedes Kerfel reißt.“

Endlich, um ungleich den Gipfel der Verfehrtheit zu bezeichnen, noch das folgende Beispiel (Z. 228):

„Ein Mensch der seiner Arbeit mißet,
 Hat den geliebten Tisch mit trockner Dinst nicht,
 Erlebet die Welt nur auf der Erde,
 Die Pläne eben des Himmels bestimmet dich;
 Sein Zimmer ist ein Paradies,
 Wo ihm Papier und Buch zu Zeigenblättern werden,
 Mit welchen er, wenn ihn der Heil der Misanthie schreiet,
 Die Mähe seiner Unschuld deckt.“

Vor solchen Gleichmaßlosigkeiten hütet er sich jedoch in
 späteren Gedichten mehr und mehr, und in der richtigen Er-
 kenntniß dieser wilden Auswüchse seiner Poesie, sagt er —
 freilich in Worten, die noch völlig der unedlen Ausdrucks-
 weise anhängen (Z. 381):

„Mein Pectus liegt noch krank, ich hab ihn in der Cur,
 Und will ihm noch und noch die schwellfüge Natur,
 Die seine Jugend plagt, aus Blut und Gliedern treiben.“

Mit ein paar Worten mag hier noch der lateinischen
 Jugendgedichte Gauthers Erwähnung geschehen. Es sind
 Schularbeiten in leidlichen Versen, aber ohne Interesse. Einige
 davon stammen aus seinem achtzehnten Jahre, zum Theil in
 Strophen, zum Theil in Hexametern, im Ganzen vierzehn an
 der Zahl. Die römischen Dichter, denen sie nachgebildet sind,
 erklärt er oft für seine Vorbilder. In der That ist ihr Ein-
 fluß auch in seinen deutschen Gedichten vielfach zu bemerken.
 Die Lectüre des Propertius ist an seinen Liebesliedern nicht
 spurlos vorüber gegangen, und das schon erwähnte Gedicht
 „An Maron“ klingt geradezu wie eine überlegte Elegie des
 Propertius. Aber freilich sind Gauthers Alexandriner nicht im

Stunde, die wunderbare Grazie wiedergeben, die in den Gesängen an Cynthia athmet. Augenscheinlich ist das Spiel des Verax in Günthers Satiren, doch auch in manchen seiner Vieder ist es nicht zu verkennen. Indessen wird Günther bei solcher Vergleichung immer schlecht wegkommen. Die Feinheit des classischen Dichters ist ihm unerreichtbar, seine Aufmerksamkeit haftet mehr an dem Sachlichen, das er dann in ziemlich unbeholfener Weise wieder giebt. So z. B. in seiner Bearbeitung der neunten Ode aus dem dritten Buche, wo aus dem Kriegesange Herzens und Lydia's eine ziemlich nüchterne Verhandlung zwischen Tamon und „Lebagen“ geworden ist.

Wollen wir nun die literarische Stellung bestimmen, die Günther unter seinen Zeitgenossen einnimmt, so ist die Hauptfache schon eben bei der Würdigung seiner eigentlichen Kunst gesagt. Trotz aller Unform und Fleckenhaftigkeit, die eine Menge seiner Gedichte herabzieht, bleibt doch noch ein gut Theil von fast tadelloser Vollendung übrig. Diese sind es, die bei einer vergleichenden Werthbestimmung einzig in Betrachtung kommen, und in diesen steht er durchaus über den nach der Ansicht seiner Zeit glänzendsten Sprachmählern, den Caniz, Kenfisch, und den Hefvoeten Pöffer und König. Wo man bei diesen überall die Besangenheit in unbeholfener Theorie, die schwere Arbeit und mühsame Zeile erkennt, heft man bei ihm den melodischen Auh der Verse in jener frischen Ursprünglichkeit, wie er nur dem wahren Talent entquillt. Und was den Inhalt betrifft, so steht, da die eben genannten Dichter, bei innerer Flachheit und conventioneller Steifheit, nichts wahrhaft Menschliches und darum Poetisches in äußern

verstanden, nur ein Einziger in seiner Nähe, dessen Talent mit dem seinigen hätte wetzeln können, nämlich Brodes. Aber Brodes kommt, er mag in großen Zügen oder in feiner Detailbeobachtung malen und beschreiben, doch nicht über Eine Empfindung hinaus, in der sich der ganze große Reichthum seines Gemüthes concentrirt. In dem Verhältniß des Gleidepies zum Schöpfer wurzelt seine Poesie, und findet darin, da er Alles und auf oft sehr unziemliche Weise auf das Gefühl religiöser Verehrung zurückführt, ihre hindernden Schranken; Günther jedoch vereinigt das religiöse Gefühl mit der ganzen Scala menschlicher Empfindungen, und gebietet so über einen Reichthum von Tönen, die ihn, bei der Elasticität seiner Gestaltungskraft, zu dem größeren Dichter machen.

Wie sich in Günthers Poesie die Gegensätze schroff und unvermittelt nebeneinander stellen, so zeigen sie uns seinen Charakter, denn in seinem Dichten giebt er nur sich selbst. Gutmüthig, arglos, reich an tiefster Empfindung, ist er hingebend in der Freundschaft, zeigt er das tiefste Gemüth in der Liebe, die kindlichste Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten. Geistreich, witzig, voll Anmuth und bezaubernder Liebenswürdigkeit, gewinnt er sich die Herzen und ebnet er sich die Wege. Heute ist er der feurige Jüngling, der mit idealischem Schwunge seine Muse besingt, und morgen wirft er, zum Jann umgewandelt, einer Telila ein cynisches Lied in den Schooß. Heute träumt er in stiller Waldeseinsamkeit sehnüchlich von seiner ungetreuen Leonore, morgen stürzt er sich mit wilden Gefellen und tollen Dirnen in ein bacchantisches Gelage, lebend und ausgelassen bis zur frechsten Noheit, und steht im dämonischen Araftegefühl diejenigen von

sich, die ihn zur Marianna machen, oder ihm Verwirrte machen. Haubt und Zinnentaumel verachen, die Erkenntniß seiner Verwirrtheit laßt in ihm auf, und er ist der reuige, vor sich und seinem Götze erschrockene Sünder. Er geht in sich, verzieht die er beleidigt hat, Wissenschaft und Poesie fesseln ihn wieder, bessere Zitten und reinere Empfindungen stellen ihn seiner Unachlung wieder in jener schöneren Gestalt dar, in welcher man sich gewohnt hatte ihn zu lieben. Das Alles sieht, wie wir Blatt um Blatt umwenden, in seinen Gedichten zu lesen. Und wenn er zu Zeiten, scheinbar abzunageltes über den Werth seines Talentes, sein Dichten kleinlaut als ein Nichts verdammt, seinem Schicksal flucht, daß die Poesie bei ihm nach elendem Erwerb gehen müsse, so spricht sich doch in Stunden erhebener Stimmung sein Dichterbewußtsein groß und schön aus. Und so mögen uns, nachdem wir alle Schwächen und Mieden Günstlers aufgedeckt haben, ein paar Streichen auch wieder mit ihm verzeihen, die das Selbstgefühl des Dichters durch sich selbst rechtfertigen (S. 181).

„Guch Muten dankt mein treu O-mothe,
 Weßern ich etwas gelt und bin;
 Ter Verbeer euter reidern Gütte
 Gremt jost schon auf die Radwelt hin.
 Ihr halt mich von Gchurt umfangan,
 Gschmat, gefubrt, gefchürt, ernährt,
 Und wenn mir Arcund und Trech entgangan,
 Tem Herren allen Gram vernecht.

Ein Voger an den grünen Mäßen
 Grädet mich in gelchtrer Ruh,

Nur kann ich alle Noth verjagen,
 Hier richtet Niemand was ich thu.
 Hier spiel' ich grünen Lust und Bäumen,
 Ze oft die Sonne leuchtet und weicht,
 Und ehe sie in meinen Heimen,
 Der nichts an Treu und Echtheit gleicht.

Erreicht mehr, ihr hochmuthvollen Spötter,
 Ich hielte nichts von Lob und Ruhm,
 Mein Name dringt durch Sturm und Wetter
 Der Gerechtigkeit ins Hellathum.
 Ihr mögt mich rühmen oder tadeln,
 Es gilt mir Beides einerlei:
 Wen wahre Lieb und Weisheit abeln,
 Der ist allein von Lärben frei."

Sechstes Kapitel.

Gnauthen am Hofe in Dresden. Veronere noch einmal.

(Juni bis October 1719.)

Wende ließ sich durch das Zerschlagen des ersten Versuches, Gnauthen eine sichere Stellung auszuwirken, nicht einschudtern. Noch im Frühjahr 1719 eröffnete sich ihm eine neue Aussicht dazu. In Dresden wurde nämlich ein „Mensch“ gesucht, „der bei allen Gelegenheiten und Lustbarkeiten des Hofes in gebundener Rede etwas in der Geschwindigkeit aufzusprechen gewohnt wäre.“ Man wendete sich an Wende, dessen Rath in Sachen der Kunst und Wissenschaft

kaufte beachtet wurde. Zwar hatte man einen derartigen Menschen in Dresden in dem Hofdichter Herrn von Besser, aber dieser war alt geworden, und seine langweilige Kuchternheit, verbunden mit der Langsamkeit seines Arbeitens, konnte die Anforderungen des nach Genuss haschenden und rasch lebenden Hofes nicht mehr befriedigen. Die Stellung, die er einnahm, war aus der der einstigen Hofnarren und späteren Pritschmeister hervorgegangen. Herr von Besser jedoch, der in Preußen schon unter dem großen Kurfürsten Gesandter in London gewesen, dann unter König Friedrich I. in Berlin als Hofpoet in Ansehen geblieben, und nach dem Tode dieses Königs durch Recommendation nach Dresden gekommen war, hatte dieses Amt zu einer angeseheneren Hofcharge erhoben. Er führte den Titel Ceremonienrath. Es war nicht unwahrscheinlich, daß sein Nachfolger zum Genuss derselben Vortheile gelangen würde. Wende schlug daher Guntber für diese Stellung vor. Die leichte, improvisierende Art seines dichterischen Schaffens hätte denselben vielleicht auch gelehrt dazu gemacht, sonst aber brachte Guntbers leidenschaftliche und dabei aufrichtige und arglose Natur nichts mit, was an den Hof gerichtet hätte. Gleichwohl reiste er, mit Empfehlungen von Wende beiseits versehen, im Anfang des Sommers nach Dresden.

Jedoch war die Anfrage an Wende nur unter der Hand geschehen, und so durfte Guntber auch nicht offen als Bewerber auftreten. Es galt fürs Erste nur, sich hier und da zu präsentieren, und die dichterischen Labialitäten glänzen zu lassen. Uebrigens fehlte es an dem verschwenderischen und ausdauernden Hofe nicht an Abenteurern aller Art,

vornehmen wie geistlichen, Künstlern und Poeten, die ihr Glück zu machen suchten; wer hier vorsprach, traf auf rauschende Aeste, deren Pracht sich mit jedem Jahre steigerte. Welchen Eindruck mußte diese Welt des raffinierten Luxus und Genusses auf den für jeden Sinnreiz nur zu sehr empfänglichen Günstler machen! — Mendels Empfehlungen öffneten ihm die ersten Kreise, er hatte Gelegenheit sich in der Gesellschaft zu zeigen. Seine Erscheinung und sein Benehmen fanden Beifall, doch dauerte es Monate, ehe ihm eine Audienz bei dem König angesetzt wurde. Inzwischen ward der Zweck seines Aufenthalts in Dresden ruckbar, und so setzte sich sofort eine feindliche Partei, die er sich durch satirische Ausfälle vielleicht noch gehässiger gemacht hatte, gegen ihn in Thätigkeit.

Ich folge in der Darstellung der nachstehenden Situationen einer Schrift, deren Glaubwürdigkeit mir außer Zweifel zu sein scheint, nämlich dem „Gespräch Günstlers mit einem Ungeannten im Reiche der Todten,“ welches einige Jahre nach seinem Tode erschien. Sind doch auch manche neuere Literaturhistoriker der Annahme nicht abgeneigt, daß Günstler hier das Opfer eines Pubenstücks geworden sei. Die besprochene Schrift habe ich jedoch noch in seinem literar-geschichtlichen Werke erwähnt gefunden.¹

Der Ceremonientrath von Besser hatte schon seit einigen Jahren in dem ihm geistverwandten jungen Dichter Ulrich König einen bereitwilligen Schlepenträger und einen Helfer bei seinen poetischen Schwerverburten. Er konnte ihn bei der

¹ Hinweise über das Lektorenstück S. Kap. III (1) dieses Buches.

Arbeit nicht mehr entbehren, und in der That waren Mönias Berie ebense mildern und schaal, wie die seines Vorbildes. Beide fernmüthig, heisch, schmeichelnd, gedankenlose Tadelnvieler mit prunkenden Bildern und hochtrabenden Worten, nur daß Mönias durch Schnelligkeit die alterschwache Heinneth Peßers überholte. Peßer hatte längst beschloffen, durch seinen Einfluß dem getreuen Jünger auch die Nachfolge im Amte zu sichern. Indessen war Günther auch gut empfohlen, es galt daher, diesen unmöglich zu machen. — Mönias war im Gefolge einer Overhäupterin, der Annafer Schwarz, nach Dresden gekommen. Schon in Braunschweig und Hamburg hatte er mit ihr zusammen gelebt, in Dresden aber galt sie als seine Frau, bis es ein paar Jahre darauf, da er schon Heirath angetrieben war, schrecklich mit ihr sagte. Diese Annafer Schwarz, von der Gefahr, die ihrem Geliebten durch Günther drohte, unterrichtet, reichte gern die Hand dazu, den lastigen Fremden durch jede mögliche Intrigue zu verdrängen. Sie hatte Connerionen bei Hoch und Niedrig am Hofe. Der Tag der Audienz Günthers bei Mönias Augn war leicht erraath. Man mochte auch des Nebenbuhlers schwache Zeiten bereits erkannt haben. So wurde bald ein stellerbedeuter beschoben, ihm im Wartesaal ein Glas Wein, in welchen aber Pechstrevien gemischt waren, zu reichen. Günther ams arales in die Halle. Als er zum Mönias gerufen wurde, kumbiate sich die Hülfsamkeit des Mittels schon an. Er konnte auf seine Frage ein Wort bereubringen, und sah sich, zum Erstaunen des Remarchen, genethigt, das Jmmet zu verlassen. Natürlich war die Gnade des Königs durch dies Benommen im alle Zeit verfishert, zumal da man ausserordentl. Günther

sei betrunken gewesen. Diese Anklage mochte glaublich genug erscheinen, und so ist sie in viele Literaturgeschichtsbücher übergegangen. Betrachtet man aber die Umstände genauer: die allgemeine Unsittheit an einem luxuriösen Hofe, wo eine Antriane, wie die geschilderte, höchstens als eine lustige Frellerei erschien, bei der der Betrogene noch gelinde genug wegsah; das Naschen und Lagen nach Aemtern, wobei Parteien und Aoterieen noch in ganz anderer Art gegen einander arbeiteten; so wird man sich geneigt fühlen, an die Wahrheit der Erzählung zu glauben.¹

Günther war außer sich über dieses Mißgeschick, auch

¹ Göttsche (Grundriß zur Gesch. d. d. Dichtung II, S. 534) stellt die Sache anders dar. Demnach hätte Ulrich König Günthern selbst in der Stelle vergewaltigt. Diese Notiz aber ist aus J. L. Neß's Vorrede zu Königs Gedichten geschöpft, einem Panegyricus auf König, dessen Behauptungen mindestens mit derselben Vorsicht aufzunehmen sind, als die Darstellungen im Lektornachtrage. Neß, der die Gedichte Königs, ein Jahr nach dessen Tode, 1745 herausgab, kannte jedenfalls das schon 1739 erschienene Lektornachtrag. Er, der seinen Autor von allen Fleden zu reinigen strebte, verfährt in der Vorrede mit gereizter Polemik gegen jeden, der in König nicht einen der ausgezeichneten Dichter, und seinen Charakter nicht im idealen Lichte sehen will. Wer sonst nichts von König wüßte, müßte schon durch die Uebertreibung und die Absichtlichkeit dieser Redekunsterei mißtrauisch gemacht werden. — Möglich, daß König, als die Rede davon war, die eingeangene Fränkmeißnerstelle zu erneuern, Günthern für dieses löbende Amt vorgeschlagen. Als man aber von dem Titel eines „Königlichen arbeitsamen Secretärs und Hofraths“ sprach, verlor er seine eigenen Zwecke, denn „solche Ränge waren ihm (laut Neß) nicht zu lange, an diesem Hofe sein Glück zu erwarten.“ Neß' auch wurde (s. Neß) das vorige Fränkmeißnerstück in die ehemalige Kleidung eines römischen Dorelles verpackt, „alle daß man lügen konnte, der Verfaßter (König) habe nicht die vorige, sondern eine ganz neue Stelle bedient.“ — Immer noch eine Treue für die andre!

ohne noch von dem Streich, den man ihm gespielt, zu wissen. Allein er wollte nicht unseufz so lange in Dresden gewesen sein. Er verfaßte ein lauges Gedicht an König August, ein hoch vernünftiges Stück Arbeit, dem man die ganze Naß, Verwirrung und Rathlosigkeit seiner Lage anmerkt. Er suchte den Herren Resser und König ihre Art des Weiprauschirens abzusehen, was bei ihm ganz abscheulich herauskommt. Das Gedicht hatte auch keinen Erfolg mehr, und er mußte Wenden mittheilen, daß seine Speculation auf den Hof noch einmal vergeblich gewesen sei. — Beiläufig mag hier erwähnt sein, daß Herr König bald darauf die Stelle nebst dem Hofrathstitel erhielt.

Nekt erwachte Günthers Stolz, er mochte inzwischen auch von dem geheimen Gewebe, in das er gefallen war, gehört haben. Er schalt sich selbst über jeden Schritt, den er hier gethan. In dem Gedicht „Auf das Glück“ spricht er wieder ein edleres Penckstein aus (S. 204):

„Mein Herz ist viel zu hoch geboren,
Als daß es in der Sklaverei,
An der des Fabels Mund geschworen,
Ein Schimri vor seinem Adel sei!“

Und so auch in einem Briefe (Nachlese S. 196):

„Nach Hese tang ich nicht, ich hab ein treu Gemüthe,
Und bin der Wahrheit Freund, die war allein mein Fall.“

Was Günthern aber schnell auf andere Gedanken brachte, war eine Nachricht aus der Heimath. Keenere war Wittwe geworden.

Er hatte geglaubt, sie seit Jahren rücksichtslos, wie eine Schwester zu lieben, dieser Fall aber zeigte ihm, daß sie noch ihre ganze frühere Macht über ihn ausübte. Sie hatte ihr Kind und ihren Gatten begraben, hatte ihre Untreue durch Elend, Reue und Trauer gebüßt, und stand nun allein und vereinsamt da. Aber sie war wieder frei, und er wußte, daß er unvergessen in ihrem Herzen lebte. Mitleid, Freude, zugleich mit allen alten Wünschen erwachten von Neuem in ihm. Er ist wie verzaubert, und folgt dem unwiderstehlichen Zuge nach der Heimath und zur Geliebten (S. 300):

„Ja ja! ich fühle schon die Rastlos' eckter Triebe,
 Mein Mut erinnert sich der damals reinen Trenn,
 Es wallt und jauchzt vor Lust, und wühlt die alte Liebe,
 Damit sie dormalseinst des Obstands Himmel sei.
 Was denkst du dir, mein Herz? O gib dir selbst Gehör,
 Du suchst Leonore's Günst — sie liebt dich ja nicht mehr!

Ich weiß, sie liebt mich noch, und kann mich nicht verlassen,
 Die Neigung gleicher Art verband uns gar zu stark.
 Komm wieder, liebster Schatz! Nun will ich dich umfassen,
 So lang ich nur noch hier der Lust genießen darf.
 Ist etwas, das uns trennt, so ist's der Reichenstein:
 So sticht der Miß das Band, so löst' und muß' es sein!“

Am 2. September reiste er von Dresden ab. Sein Herz schlug höher, als er den Boden seines geliebten Schlesiens wieder betrat. Aber ehe er Leonore's Wohnort aufsuchte, dachte er noch einem andern Wunsche seines Herzens zu genügen. Das Jertwürfnis mit seinem Vater bedrückte ihn, denn seine Liebe und Achtung war durch die Strenge desselben

nicht vertilgert werden. Er wollte seine Familie wiedersehen, und beiste durch sein verdienstliches Erdbeinen 2. zeichnung zu erlangen. Diese Aussicht stimmt ihn fröhlich, und er singt (Z. 1851):

„Sammelt erlohr ich dessen Freude,
Der reißt den Muth von Abala,
Nach glücklich überhantnem Feinde,
Wie ich mein Striegau wieder hab!“

Aber seine Hoffnung sollte ihn täuschen. Der Vater hatte in seinem alten, nie verlassenen Stille sein Wort des Willkommens für ihn. Und der Zehn kam mit Ruhm bedeckt, ein von der Witwe geleiteter und gerieffener Dichter — aber freilich ohne bürgerliche Stellung, nicht in dem Maße berücht, welches er einst halb unbewußt erwählt hatte, nicht als Mediciner, wie der Vater es verlangte! Sein Wittenberger Leben erschien dem Alten als die fürchterliche Schande, seine Satiren hatten ihn empört, sein ganzes Dichten war ihm ein Abscheu. Er wollte seinen Versenmacher zum Zehne, seinen vagabundierenden Hunaerleider, und war' er noch so berücht, er wollte einen Zehn von rechtem Zuschnitt, und mit einem Amt, das Frau und Kinder ernähren konnte. Und da ihm der Zehn dies nicht aufzuweisen hatte, so meinte er nichts von Verzeihung wissen. Mutter und Schwester weinten und baten, Verwandte und Freunde suchten zu vermitteln — umsonst; Thränen und Bitten steigerten nur den harten Eigensinn des Alten. Er sprach das Verdammmurtheil über den Zehn aus, indem er ihm verbot die Schwelle des väterlichen Hauses jemals wieder zu betreten. — In

tiefter Seele erdittert verließ Günther Striegau. Der Groll des Vaters lastete schwerer denn je auf seinem Gemüth. Er durfte sich sagen, daß seine Vergehungen nicht so entseßlicher Art, und überdies die unter der Jugend seiner Zeit ziemlich allgemeynen gewesen waren, allein dieser Trost schwand dahin unter den Eindrücken der letzten Tage. Jetzt erst wurde auch die Empfindung seines Vaterschieds in Dresden, daß er an Ort und Stelle leichter genommen hatte, verbunden mit dem Trud der Unsicherheit und Zerfahrenheit seiner ganzen Existenz, in ihm lebendig. Durfte er nach so viel Enttäuschungen noch einer Hoffnung Raum geben? Durfte er einem Willkommen Leonorens entgegen sehen? Alle Zukunft scheint ihm hoffnungslos, und in leidenschaftlichem Schmerz fließt er sein hartes Schicksal an (Z. 935):

„Ich, klafter Mend, und euch, erlöhrte Sterne,
Euch, deren Einfluß, Trieb und Moth
Mein Gtent senkt und auch beladht,
Peidwer ich bei der Noth, bei der ich studen lerne!
Zaat, weil doch euer Licht in alle Winkel fällt,
Zaat, ob auch die Natur noch seich ein Strichkind halt?

Bin ich allein vom Kergerniß erdassen,
Und steht mein Weten voller Schuld?
Wie hat der Himmel noch Gerecht?
Und warum saunt ein Stern mich plöglieh binjuraffen,
Nachdem die Erd' an mir ein seich Gelschöpfie näbrt,
Das ihm zur Schande lebt, und sonder Rufen jehrt?“

Er fragt die himmlische Erbarung, ob sie sich ihm ganz entzogen habe, und wie und wo er sie finden könne?

„Zei we du willst! Du mußt mein Leid erfahren,
 Das laßt ein jedes Element
 Ze gut als ich das Unglück kennt.
 Die Seufzer müssen sich mit Lust und Winden paaren,
 Die Erde saugt die Last, von Thänen wäscht die That,
 Und meiner Güter Reich entführt die wilde That!“

Mit solchen Erwähnungen näherte er sich Schweidnitz, wo er am 25. September anlangte. Doch wußte er, daß er Freunden hier nicht finden würde. Sie wohnte in Pörau, wohin sie ihrem Gatten vor vier Jahren gefolgt war. Die Stadt, in der er die glücklichste Zeit seines Lebens zugebracht hatte, weckt tausend süßene Erinnerungen wieder in ihm auf, aber gemischt trüben Ahnungen (S. 185):

„Du ehre als liebster Ort der theuren Freunde!
 Wie gütlich läßt mich nicht der Anblick deiner Thore,
 Weidlich ich damals oft an ihrer Hand spaziert!
 Dort mal' ich schon den Baum, worauf wir uns versprochen,
 Dort steht der Altan vor, auf dem wir sochua Weiden
 Die Nacht der hinter's Veit gefahrt.“

Zeit tausentmal gekrönt, ihr Aelber, Sträuch' und Bäume,
 Ihr kennt wohl diesen noch, von dem ihr so viel Reime,
 Ze manchen Vieh gehört, so manchen Muth gelohn;
 Schinnt euch auf die Fuß der heitern Zimmernächte!
 Was meint ihr, wenn mein Ruch nur eine wiederbrächte?
 Das wird wohl nimmermehr geschehn!“

Wo find' ich aber nun mein Allerliebste wieder?
 Verrath mir gar kein Gras das Lager ihrer Glieder?

Ich heur keinen Schritt, die Zimmerthür ist leer.
Wie traurig schenst du mir, du nicht mehr schöner Garten!
Du hast ja ween gehabt, was soll ich einsam warten?
Ach soll' auch beste wieder ber!"

Auch senit foudet er Alles verändert. Von seinen alten Gennern hat der Tod manche dahin gerafft, die Freunde kommen ihm kühler und scheuer entgegen, die Feinde sind mächtiger geworden, und erheben kühner ihr Haupt. Er, der von Liebe und Glückwünschen begleitet, einst die Stadt verlassen hatte, ist jetzt ein Fremder. „Mein Gott!“ ruft er, „wie ändert sich so viel in wenig Jahren! Was wird nicht noch geschehen!“ Er verläßt die Stadt. „Du bist mir doch nicht Schweidnis mehr!“ sagt er zum Abschied, und macht sich auf den Weg nach Veran. Ernst gestimmt, auf jede neue Enttäuschung gefaßt, nähert er sich dem Wohnorte Leonorens. Er kommt an, und jetzt nach vier Jahren stehen sich die Liebenden wieder gegenüber. Beide nicht ohne Schuld, beide vom Leben hart angefaßt, und reich an schmerzlicher Erfahrung. Ihr Wiedersehen ist ein beglücktes, aber es hat keine Worte (Z. 557):

„Die Megana ist in Schatz, ich muß dich humm umfangen,
Ein Bild, ein Trud, ein Duf, vertritt der Junge Wüßt!
Ihr Jahre, die ihr fröh und unter Roth vergangen,
Beruht mir jeren Muth, ich sag euch weiter nicht!“

Verzeihung und Verfehnung waren kaum mehr nöthig in der Stunde dieser schmerzlichen und doch frohen Vereini- gung. Beide fuhlen sich entschädigt für Jahre voll bitttern

Ungemache. Sie wollen von nun an mit gereifter Einsicht und fester Einsicht der Zukunft entgegen leben.

„Ich habe dich geprüft, verachtet und gehaßt,
Und überall versucht, dein Wesen steht mir an,
Und Verden ist's allein, was Günstern halten kann.
— Bleib wie du jetzt bist, und wenn dich Alles plagt,
So denk an Gott und mich, und an mein Wiederkommen.
— Wir wollen unsern Lauf in süßer Ruh vollbringen.
Auch dein Gedächtnis soll Zeit und Tod bezingen,
Und Verden's Name wird in meinen Puchern bluhn,
So lange Muth und Muth noch einen Tichter ziehn.“

(Kochleise, Atragm. Z. 111—118.)

Günther blieb einige Wochen in Peran. Die alten Tage waren den immer noch jugendlichen Liebenden wieder gelehrt. Leonorens Charakter hatte sich in der Schule des Leidens befestigt, ja vielleicht mehr, als der ihres Freundes. Sie warf sich mit Eifer auf wissenschaftliche Studien, verlangte Bücher von ihm, und besaßte, daß sie nicht mit ihm ziehen und sein Streben theilen könne. Auch sie besaß dichterisches Talent, und so sollte fortan Alles zwischen ihnen gemein sein. Günther begann nun ernstlichere Pläne für die Zukunft zu machen. Das Studium der Medicin, welches ihm jetzt als Mittel zum einstigen Heiß Leonorens werden sollte, schien ihm plötzlich nicht mehr widerwärtig. Er dachte daran nach Leipzig zurückzugehen und den Doctorgrad zu erwerben. Dagegen schrieben ihm seine bekannten und unbekannten Freunde aus Breslau, er möge sie besuchen. So beschloß er, den Umweg über Breslau zu machen, und sich dort mit den Freunden

über seine Zukunft zu berathen. Er nimmt Abschied von
Verenern (2. 308):

„Gedenk an mich und sei zufrieden
Mit dem, was Glück und Zeit beisteuert!
Wir werden noch einmal geschieden,
Und scheinen solcher Prüfung werth.
Die wahre Treu erinnert dich:
Halt an, halt aus, und denk an mich!“

Dies Gedicht, eines seiner schönsten, (im Anhang mitgetheilt) ist einem früheren parallel gearbeitet, in welchem sich nach der Entlassung sein Gefühl ausdrückt. („Gedenk an mich und meine Liebe, du mit Gewalt entrißnes Kind!“ Siehe das dritte Kapitel.) Die Bewegung, die in jenem noch schmerzlich nach Fassung ringt, ist in diesem einer frohen Zuversicht gewichen, der die ganze Welt nichts mehr anhaben soll. Und in dieser Stimmung verließ er Doran, und langte gegen die Mitte des October in Breslau an.

Siebentes Kapitel.

Breslau. Wirthes Leben und Anfang des Glucks.

(Jahre 1719 bis Herbst 1720.)

Munther wurde in Breslau freudig empfangen. Hier fand er eine Menge von Jugendfreunden und Universitäts-gelehrten, die die schlesische Hauptstadt vereinigt hatte, beisammen. Dazu kamen jene Gönner, die ihm schon nach

Leipzig freundlichen Aufbruch und Unternehmung gesendet hatten. Er sah sich bereits bekannt, willkommen geheißen, und war bald mitten im Strom des Breslauer Lebens. Tiefes durften wir uns bewegt und rauschend genug denken. Breslau war schon damals eine Stadt des Eurus und der Herpyllie, als Residenzstadt und Sammelplatz des schlesischen Adels, wußte es allen Genuß und Genuß, welchem die Zeit huldigte, zu bieten. Es befaß unter anderem eine italienische Oper, die sich der gefeierten Namen unter ihren Mitgliedern rühmen durfte.¹ Hatte nun Günther in Leipzig die Aristokratie der Bildung, vertreten durch gelehrte, bürgerliche Patrizierfreie kennen gelernt, so sollte er hier mit dem Geburtsadel des Landes in mancherlei Verührung kommen. Der Unterschied beider Kreise war nicht zu verkennen. Dort Geistung, Würdevolle Haltung, die, weckte sie gleich mit ein wenig Bedauerie verbunden sein, doch volle Achtung abet; hier ein Leben des Genusses, unbekümmert um bürgerliche Zitte, schrankenlos und leb, trotz der glänzenden Felsur. Günther war der Gefahr, durch solche Reize mit fortgerissen zu werden, nur zu sehr unanfällig. Doch fand er glücklicherweise auch hier einen Mann, der sich, wie Kunde deut, freundlich und väterlich seiner annahm. Es war Herr Ferdinand Ludwig von Preßler, einer von jenen, die im Stillen schon für ihn gewirkt hatten, da er noch in Leipzig lebte. Preßler war einer der angesehensten und wohlhabendsten Männer, wahrscheinlich zum Rathe der Stadt gehörig. In seinem Hause versammelten sich Aristokratie und Bürgerliche, Gelehrte und

¹ 2. Hoffmann, die Leipziger Adelskreise.

Münster, er selbst leuchtete voran durch Bildung und guten Ton. Er öffnete auch Günthern sein Haus, und bald wurde dieser hier heimisch. Eine besondere Anziehung übte die Dame des Hauses auf ihn aus. Frau von Breßler war um wenige Jahre älter als Günther, noch von jugendlicher Schönheit, geistig regsam und für Poesie sehr eingenommen. Auch sie hatte dichterisches Talent und ihre Verse wurden gerühmt. Nur sie war der junge Dichter eine nicht minder willkommene Erscheinung, als ihm die geistvolle, anmuthige Frau. Bald bildete sich zwischen beiden ein freundschaftlicher Verkehr. Er erweiterte ihre Kenntnisse in der Literatur, und weichte sie genauer in die Regeln der Verdunst ein, sie dagegen suchte durch Güte und Takt sein Wesen und Leben zu regeln und in Schranken zu halten. Er war täglich im Breßler'schen Hause, sowohl in großer Gesellschaft, wie im engeren Kreise. Mit Vorliebe gedankt er in Gedichten der ruhigen Abende um den winterlichen Kamin, wo die Hausfrau unter wenigen Freunden den Vorzug führte. Er hat sie mannigfach besungen, es sind zehn Gedichte, die ihren Namen tragen, und andre, die auf sie hin deuten. Er redet sie gern bei ihrem Vornamen Marianne an, aber ist auch respektvoll mit ganzem Titel. In einigen muntert er sie auf, der Poesie treu zu bleiben, er nennt sie die Sappho Schlesiens, spricht seinen Dank für erwiesene Güte aus, oder ergeht sich in demüthigen Entschuldigungen für beangene Fehler — denn solche hatte die Freundin oft genug zu rügen. Wie bei Günther jedes Interesse einen leidenschaftlichen Charakter annimmt, so blickt auch durch seine Verse an Frau von Breßler zuweilen eine Wärme der Empfindung, die über Freundschaft geht. Aber

ne mildert sich sofort wieder, und unter dem Einfluß der Klugen und edlen Frau stimmt er sein Gefühl zurück in den Ton einer ehrfurchtsvollen und dankbaren Hingebung.

Seine Gedichte an Frauen sind dabei voll von der alten Innigkeit. Er denkt mit Freude an die jüngst verlebten stündlichen Tage, die ihm ein Pfand der beglücktesten Zukunft bleiben sollen. Besonders herzlich spricht sich die unveränderte Liebe in einem Weihnachtsbriefe in Versen aus, den er am 22. December nach Vraun sandte. Er schließt mit der Strophe (Z. 696):

„Was hat wohl unser Wunsch mehr auf der Welt zu suchen,
Und welches Glück ist noch wohl unsres Heides weith?
Wenn mir des Himmels Huld dich vollends ganz gewährt,
So wärbe Feind und Heil, so mag der Spötter lachen!
Drei Dinge sind mein Trost: Gott, Wissenschaft und du,
Bei denen ich ich stets den Stürmen ruh'ig zu!“

Anteilen scheint er unter der hier erwähnten Wissenschaft wohl nicht die Medicin zu verstehen. Auch war er um diese Zeit schon über einen Monat in Breslau, ohne zur Ausführung seines Vorzages, den Doctorgrad in Leipzig zu erwerben, gelangen zu können. Vermuthlich fehlten ihm die Mittel dazu, andererseits aber ließ er sich von dem großen und glänzenden Leben, das ihn hier umgab, nur gar zu willig tragen. Er durfte sich dem angenehmen Gefühl des Dichter-ruhms hingeben, und unter dem Schutze wohlwollender Gönner die drückenden Sorgen eine Weile vergessen. Und in der That galt er jetzt für das neue Gestirn, welches den Auf der schlesischen Poesie noch einmal bewahren sollte. Auch war

seine Muse rastlos wie immer. Unter andern dichtete er eine Reihe von religiösen Liedern. Eine „reisende Standesperson“ hatte sich ein Album angelegt, um es mit Gedichten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres, von den damals berühmtesten schlesischen Poeten, zu füllen. Gänthern waren nicht weniger als achtzehn Nummern zugebach, er hatte also Arbeit verkauft. Bei den meisten brachte er das Evangelium oder die Epistel des betreffenden Tages in Reime, und knüpfte daran in einem zweiten Theil, „Kehre“ überschrieben, einige passende Reflexionen und Empfindungen. Vielleicht war ihm diese Vortheilslosigkeit sogar vorgeschrieben. Nur zwei von diesen achtzehn Gedichten sind erwähnenswerth, nämlich die Erzählung der Auferweckung des Jünglings von Nain, und ein Lied über einige Verse aus dem Evangelium Lucä. (Kehteres im Anhang.)

Inzwischen war Prehler bemüht, Gänthern irgend eine sichere Lebensstellung zu verschaffen. Und zwar wollte er ihn, da sich die Gelegenheit bot, um — Pädagogen machen! Ein Graf Schaffgotsch suchte einen Informator für seine Söhne, und Prehler empfahl ihm seinen Schöpling. Es war dies einer jener Fälle, die sich in Gänthers Leben häufig wiederholten, daß er durch die Mißgriffe seiner Gönner in unangenehme Verwicklungen gebracht wurde. Der Graf war, ohne Gänthern zu kennen, bereit auf Prehlers Wahl einzugehen. Eines Tages ist große Tafel im Prehlerschen Hause, sowohl der Graf Schaffgotsch, wie auch Gänther, ist anwesend. Als sich die Gesellschaft von Tische erhebt, fällt es dem Hausberrn ein, dem Grafen den zukünftigen Hauslehrer zu präsentiren. Das war nun gar der allerungünstigste Moment. Gänther hatte dem Reine stark zugesprochen, und erwies sich bei der

Berechnung so betrunken, daß der Graf für einen solchen Anfermter danken mußte. Pfeßler hätte mit größerer Vernunft, sowohl Guntbern, wie sich selbst, in seinem Hause eine ärgerliche Scene ersparen können. Auch sonst begann sich das gute Einvernehmen zu trüben. Man hatte Guntber verwehrt, ihm viel nachzuleben, und fand sich nun durch die zu große Arbeit, die er sich nahm, unangenehm berührt. Frau von Pfeßler ging mit Aufrichtigkeit zu Werke, sie rühte ihm sein oft ungebührliches Betragen in ihrem Hause mit aller Güte vor. Es half eine Weile, er ging in sich, und wurde vorsichtiger. Seine Freundin hatte keinesweges viel zu leiden. Man verdahte ihr den Umgang mit ihm, ja es mehte auch nicht an bösen Jungen fehlen, welche das Verhältniß in gehässiger Weise betraden. Pfeßler selbst wurde immer verstimmt darüber, und dachte daran, Guntber, ohne ihm seinen Lohn gänzlich zu entziehen, mit guter Weise aus seinem Hause zu entfernen. Marianne stellte sich Inbter gegen ihn, und behauptete, ihr Töchter aufzugeben zu haben. Er nahm es für Ernst, und richtete ein Gedicht an sie, worin er sie über ihren Abfall von der Poesie tadelt, zugleich aber aufmuntert, den Mufen treu zu bleiben. Aber das Benehmen Mariannens wurde immer gemessener, seine Aufnahme im Hause immer kalter. Da merkte er, daß er lästig sei, und blieb weg. Doch mehte er nun auch nicht länger in Breslau verweilen, er suchte sich, wenn vielleicht schuldig, doch auch verlegt, denn man hatte seinen Uebermuth durch ~~den~~ zu große Zuversichtlichkeit selbst hervorgerufen. Jede Gelegenheit, von Breslau fort zu kommen, war ihm in diesem Augenblick recht. Ein Freund von ihm, Studiens Schubart aus Vautban, redete ihm in

ihn nach seiner Vaterstadt zu begleiten, und dort die medicinische Praxis anzufangen. Es fehlte dort an einem Arzte, er werde in Lauban vortreffliche Geschäfte machen. Leichtgläubig und leichtsinnig ging Wüthber auf den Vorschlag ein. Presler versicherte ihn beim Abschied seiner Freundschaft, und gab ihm ein ansehnliches Viaticum mit. Von Marianne verabschiedete er sich durch ein Gedicht. Er sagt ihr Dank, bittet um Verzeihung, und schließt (Z. 770):

„Von dir, geliebte Ann, verlang' ich weiter nichts
Als nur noch diesen Strahl des holden Gnadenlichts,
Die Fehler junger Zeit mit Gehmuth zu ertragen,
Und meiner Muthschar bisweilen Trost zu sagen.“

Vier Monate hatte Wüthber in Breslau zugebracht, das Leben von einer neuen Seite kennen gelernt, und alte Erfahrungen erneuert. Es waren die letzten Glanztage seines Lebens, aber zugleich wieder eine nutzlos vergeudete Zeit. Zu leicht er in der Poesie jeden Gedanken durchzuführen vermochte, so unausführbar war es ihm im Leben einem Plane nach zu gehen, einen Entschluß zum Ziele zu bringen. Viel zu gestreut, von jedem sinnlichen Reiz verlockt, viel zu unthätig in einem energischen Handeln, mußte er es seinen Genossen überlassen, für ihn zu denken und zu schaffen. Diese ungeliebte Abhängigkeit machte ihm einen selbständigen Schritt immer schwieriger, und wo er sich in einem solchen zusammenraffte, bildeten ihn Verwirrung und Hast des Augenblicks gewiß in einer Thorheit um. In diesen eigenen Fehlern gefallt sich dann nicht allein die augenscheinlichen Mißgriffe seiner Freunde, sondern auch wirkliches Mißgeschick verweirte

und verrückte ihm Plan und Ziel. Vom Augenblick mußte er sich treiben lassen, wredlos, abenteuerlich und elend wurde sein Dasein. Mit seinem Abschied von Breslau beginnen die Tage des ruhelosen Umherschweifens, der Entbehrung, der unaufhörlichen Mägen und Kullagen. Neue Hoffnung, neue Enttäuschung; leichtgläubige Versuche und verfehlte Pläne; willkommene Aufnahme und nothgedrungene Flucht:

„Die gute Meinung kam, die gute Meinung fiel.

Ich anerte den Pfaff, doch nicht das Tramerbild.“

Mitte Februar machte er sich mit seinem Heisegefahrten Schubart auf die Wanderfahrt. Sie sprachen unterwegs bei verschiedenen Landgeistlichen vor, und fanden in Jauer ein paar neue Heuner, die Ganthern einen Wechsel mitgaben. Zein Kunstan half ihm das Geld nach Mäffen durchbringen. In Kanban angelangt, nahm er Wohnung bei Schubarts Kamille. So sah er denn da und wartete auf Patienten. In welcher Weise er übrigens zu praticieren dachte, und wie es mit seiner Befähigung stand, bleibt dahingestellt. Seine medicinischen Studien, waren sowohl in Wittenberg wie in Vervia, nur mangelhaft gewesen, und wenn er bei seiner schnellen Auffassungskraft auch mancherlei Kenntnisse erlangt haben mochte, so durfte er doch wohl nur an eine untergeordnete Wundknechtstheorie denken. Schon nach ein paar Wochen stellte es sich heraus, daß seine überflüssige Rechnung falsch gewesen. Am liebsten hatte er Kanban so gleich wieder verlassen, zumal da die Kamille, bei der er wohnte, die unangenehmsten Zeiten setzte. Die Frau war von bössartiger Junge, schmutzig, andringlich, und wußte das Wenige, was

er durch Curieren eber Ferie einnahm, für sich bei Seite zu bringen. Aber so bald sollte er nicht davon kommen. Er verfiel in eine schwere Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte. Trotz schlechter Pfllege und Vernachlässigung genas er, aber seine Lage wurde nun erst recht unselig. Er war seinen Wirthben verschuldet, das zänkische Weib verlangte Geld, und da sie fürchtete, wenn sie ihn aus dem Hause werfe, gar nichts zu bekommen, mißbandelte und plagte sie den kaum Genesenen aufs Bitterste. Hunger, Noth und Sorgen erschwerten seine Wiederherstellung, Wochen, Monate veralgngen nutzlos, er war unfähig sich etwas zu verdienen. An seiner Angst schrieb er lebentliche Briefe um Heistand. An Prehter und Marianne, an seinen alten Gönner Scharf in Schweidnitz, an die Herrn von Fowenstätt und Nidthofen, die sich auch sonst schon für ihn thatig erwiesen hatten, an seinen Schulfreund Hahn, endlich an Puthard Wende. Von letzterem verlangte er hauptsächlich Rath, was mit ihm geschehen solle, er wollte sich ihm ganz fügen, und „von der Bique dienen.“ Die Entgegnungen zögerten eine Weile. Er wählte sich von der ganzen Welt verlassen, und täglich von seinen Peinigern gedrängt und verewündet, an Körper und Gemüth hinfällig, lebte er in der verweiffungsvollsten Stimmung. Er sah keine glückliche Zukunft mehr, und so wollte er auch Leonoren nicht länger an sein Geschid ketten. Noch am zweiten April hatte er ihr geschrieben, glücklich und froh in dem Gedanken an sie, jetzt aber schickt er ihr den Scheidebrief (S. 321):

„Meinummer weint allein um dich,

Mir mir ih's so verloren,

Die Umständ' überweisen mich:
 Ich sei gar Noth geboren.
 Ach! wäre Zuspätk, Wunsch und Mehn,
 Du wüßtest mich wohl nicht wiederlehn,
 Als etwan in den Augen,
 Die Glaub' und Hoffnung schauen.

Der dießem, da mir Meiß und Muth
 Nur künftig Glade blühte,
 Und mancher sich auf Günsters Günst
 Leben zum voraus bemühte,
 Da kockt' ich wider Leinw und Heiß
 Die Falmen der Behändigkeit
 Mit selbst erworbnem Legeu
 Tir noch in Schock zu legen.

Der gute Vorlau geht in Wind:
 Ich soll im Staube liegen,
 Und als das armste Kindelkind
 Mich unter Leuten schmiegen.
 Man laßt mich nicht, man stoßt mich gar
 Noch hundlich tiefer in Gefahr,
 Und sucht mein schändtes Leben
 Der Wacker Preis zu geben.

Simm alte, helles Kind, dein Herr,
 Ein schweres Weib! zurüde,
 Und lehre dich an seinen Schmerz,
 Wemst ich's wider schide.
 Es ist zu edel und zu freu,
 Als daß es mein Gesalzte sei,
 Und wegen fremder Plage
 Dein eignes Heil verdriloge.

Du lauchst dir durch das theure Hand
 Das Leilidens erwerben,
 Mir nicht es nur den Jammerstand,
 Und laßt mich schwerer sterben.
 Denn weil zu mich so gütlich liebst,
 Und Alles vor mein Weiblein giebst,
 So fühl ich halbe Reide
 Nur greifach scharfe Streiche.

So brich nur Bild und Ring entwei,
 Und laß die Priese lodern,
 Ich gebe dich dem ersten frei,
 Und habe nichts zu fordern!
 Es küsse dich ein andrer Mann,
 Der zwar nicht treuer küssen kann,
 Jedoch mit großem Glücke
 Dein würd'ig Brautkleid schmücke.

Vergiß mich stets, und schlag mein Bild
 Von nun an aus dem Sinne,
 Mein letztes Wunsch ist erfüllt,
 Weßern ich dich gewinne,
 Das mit der Zeit noch einmal spricht:
 Wenn Weibchen die Ketten bricht,
 So sind's nicht Aalichbels's Liebe,
 Er haßt sie nur aus Reide."

Veronore, obwohl bestürzt, konnte nicht glauben, daß diese Worte
 als das letzte Wort zwischen ihnen gelten sollten. Sie war
 ihm einst untreu geworden, aber nachdem sie ihn wieder ge-
 wonnen, hatte sie sich gelobt, ihre Schuld durch ein ganzes

selben trennter Hingebung auf zu machen. Sie antwortete
dabei, und zwar ebenfalls in Versen (Nachlese S. 166):

„Ach lieber Sohn, verdient mein Herz
Ze hart versucht zu werden?
Es leidet ja wohl anderswärts
Verbin genau Leidenszeiten,
Und dennoch fehlt ihm niemals Vut,
Glaub ihm nur in keiner Bruu
Auf kurz geschine Stunden
Die Uhr, mit zu leiden!

Ich hab es ja nur die geistelt,
Nicht aber deinem Glücke,
Du irrst dich, wo dein Namebu deust
Ich stude dem Glückside,
Ich weine zwar, doch bloß um dich,
Der Lich in Hart genug vor mich,
Wenn Willimen erkannt
Wie rein die Manime brennet.

Tu haltst mich schwächer als ich bin,
Ich stehde zwar in Einsam bin,
Doch weis ich Vut und Vlugen
Leben mit Verhang in trauren.

Wesh wo, wie lang, und wer du willst,
Nur dich, und bleib mein eigen!
Ze wenig du auch jezo gilst,
Ze plötzlich kannst du steigen.

Gelbst, es sei dir nichts beiseert,
 Ach, halt mich deines Glucks werth!
 Ich will mit viel Vergnügen
 Bei dir in Hütten liegen.

Gibt hin, ihr Töden steter Welt,
 Macht böhnische Gesichter,
 Entfernt euch unter Stand und Geld,
 Ich habe meinen Dichter!
 Er liebt wie ich, und ich wie er,
 Was macht mit mehr das Leben schwer?
 Die Möglichkeit, das Leben
 Nach ihm erst aufzugeben."

Tiefe Verle Veronorens sind aber zugleich die letzte sichere Spur, die wir von ihr in Gänthers Leben finden. Ob sich beide jemals wiedersehen, ob sie noch Briefe gewechselt, ob Gänther schroff abgebrochen, oder ob sie sich im Einverständnis getrennt haben? Es ist nicht mehr zu entscheiden. Unvergessen lebt sie noch in seinen letzten Gedichten fort, aber ein Jahr nach diesem Briefe Veronorens konnte Gänther einen Schritt thun, welcher bewies, daß das Band mit ihr äußerlich völlig gelöst war.

Die lang ersehnten Entgegnungsschreiben von seinen Glemern trafen endlich ein, und mit ihnen Geld, mehr als er erwartet hatte. Sein alter Freund Scharff aus Schweidnitz legte ihm ein Gedicht bei, eine Parodie auf das von Gänther eingekaufte. Er stellt ihm in liebevoller Weise vor, wie er sein Unglück gesehentwells selbst verschuldet habe, und täglich neu verschulde, und ermahnt ihn, ein vernünftigeres Leben zu beginnen. Gänthers Herz war erleichtert, er bezahlte seine Schulden, und rüstete sich, den ihm verhassten Ort zu

verlassen. Wie er jedoch überall, wo er persönlich erschien, durch sein einnehmendes Wesen die Menschen an sich fesselte, so hatte er in der Umgegend von Lauban, bei Gütebesigern, Vandrillern, manchen wohlwollenden Mann für sich gewonnen. Er erzählte, daß er jetzt, da er mehr Geld als jemals in Händen habe, wieder nach Leipzig gehen wolle, um endlich den medicinischen Doctorgrad zu erwerben. Von allen Zeiten jedoch rieth man ihm, sich, da er nicht gar zu entfernt von Striegau sei, vorher mit seinem Vater zu verstehen, und sich mit ihm über seine Handlungsweise zu berathen. Guntber war gern bereit dazu. Er reiste nach Striegau. Allein vergeblich, der Vater ließ ihn gar nicht vor sich. Er berieth sich mit der Schwelmer, und diese meinte, die einzige Art den Alten mit der Zeit umzustimmen wäre, daß er sich nochmals in irgend einer Stadt als praktischer Arzt niederliche. Mit schwerem Herzen reiste er ab, und nahm den Weg nach Breslau. Nur kurze Zeit verweilte er hier, um sich zu erkundigen, wo er als junger Praktikus augenblicklich am besten unterkommen könne. Man nannte ihm verschiedene kleine Städte, und er beschloß, sich ein Dörzgen an der polnischen Grenze darauf anzusehn. Ueber Pries reiste er nach Wilmsdorf, welches zum Ziel erwählt war. Unterwegs jedoch lernte er einen Herrn von Kimpfisch auf Büddorf kennen, der sich für ihn zu interessieren anfang. Der neue Gönner meinte, das Städtchen Kreuzburg, in dessen Nachbarschaft er selbst wohnte, würde geeigneter für Guntbers Zwecke sein, und so ließ derselbe sich bereden, dort sein Heil zu versuchen. Es war im Herbst 1729, gerade ein Jahr seit seiner Ankunft in Breslau.

Achtes Kapitel.

Kreuzburg. Philia. Vagabundenleben.

(Sommer 1720 bis Winter 1722.)

Günter konnte sich selbst sagen, daß Geduld und Ausdauer dazu gehöre, sich hier einen Wirkungskreis zu erringen. Aber viel zu unruhig, um lange warten zu können, schweifste er auf den benachbarten Vauquatern umher, und wenn in Kreuzburg nach dem Arzte gefragt wurde, war derselbe ausgeflogen. Am meisten hielt er sich in Misdorf bei Herrn von Kumpisch auf. Diesen hatte er durch seine Verse noch mehr für sich gewonnen. Der neue Gönner nahm ansehnlichen Antheil an ihm. Er wollte ihn zu einem stetigeren und eingeprägten Leben bewegen, und kam auf den Gedanken, ihn zu verheirathen. Seine Wahl fiel auf die Tochter seines Pfarrers in Misdorf. Günter kannte sie bereits als ein schönes, kluges Mädchen, doch hatte sie sich bisher geflissentlich vor ihm zurückgehalten, und vielleicht wäre er ohne die Anregung seines Gönners ihr niemals näher getreten. Wie es aber oft nur auf eine solche Anregung ankommt, so erwachte bald sein Interesse. Er stellte sich fortan öfter im Hause des Pfarrers, Namens Domeratus, ein. Aber sowohl dieser, wie seine Tochter zeigten sich ihm eher ablehnend als zuvorkommend, da ihnen sein freies Leben bekannt sein mochte. Dieser Widerstand des Mädchens war ihm etwas Neues, er wußte bisher nur von schnellen Siegen zu sagen. Ihre ruhige Zurückhaltung steigerte in seinen Augen ihren

Herrh, er empfand eine immer wachsende Achtung für sie, und bald wurde diese zu einer ausgesprochenen Verehrung. In Geschichten nennt er sie Phyllis, ihr eigentlicher Name ist nicht bekannt geworden. Aber er hatte kein Glück bei ihr, sie blieb kalt und gemessen. Herr von Rimplisch entschloß sich daher, den Aufseher zu machen. Es ging ihm nicht besser. Sowohl der Pächter als auch seine Tochter erklärten sich gegen den Antrag. Phyllis war schon einmal Braut gewesen, aber betrogen worden. Dies hatte ihr an sich schon, gefehltes Wesen noch ernster gestimmt. Sie war eine eher kalte als weiche oder leidenschaftliche Natur. Auch ihre Gestalt, der majestätische Bau ihres Körpers, wiesen auf einen mehr männlichen Charakter hin. Der schäferliche Name Phyllis will daher zu der Beschreibung, die Gunther sonst von ihr giebt, nicht passen.

Die abschlägige Antwort, welche Herr von Rimplisch ihm von ihr brachte, war nur geeignet, seine Liebe zu befeuern, auch trieb sie die Zuversicht aus, ihn dennoch zum Ziele zu bringen. Gunther wußte ihr manch schon empfundenen Gedicht heimlich in die Hände zu spielen, allein in Phyllis' Benehmen gegen ihn änderte sich nichts. So verging der Winter. Herr von Rimplisch war inzwischen nicht müde. Er machte dem Mädchen begreiflich, daß von ihrer Entscheidung viel für Gunther abhänge. Ihr Verstand, ihre Energie, die Macht, die sie über ihn ausübte, würden ihn zu machen und zu beruhigen wissen, ihre endgültige Abweisung aber mußte sein Leben nur um so zerfahrenener und wüster machen. Phyllis war keineswegs gleichgültig gegen Gunther, nur hatte sie gerundete Bedenken gegen seinen Charakter. Die Wärme

des Teus jedoch, der in seinen Gedichten sang, begann sie zu rühren, sie glaubte an seiner Aufrichtigkeit nicht mehr zweifeln zu dürfen. Am 1. April 1721 schrieb er ihr noch einmal, am 2. entzweite sie ihm, und beschied ihn zu sich. Er kam, und sie verlebte sich mit ihm. Der Vater machte noch mancherlei Einwendungen, die jedoch Herr von Rimplsch niederzuschlagen wußte. So war Günther Bräutigam, und fühlte sich wie in neuem Leben erwacht. (S. 629.)

„Du seilst mit einmal noch die Jugend wieder gehen,
Die jete voll Verbruch und Qual zurüde tritt!“

Charakteristisch ist es, daß er seiner Braut zur Verlobung einen Ring mit einem Todtenkopfe überreichte. (S. 281.)

„Erkridet nicht vor dem Pickenpicken
Es trachtet unser künft'g Nitz,
Vor dem nur die allein erliden
Bei welchen die Vernunft nicht's gilt.
Wie schickt sich aber Ois und Hammen?
Wie reimt sich Lieb und Led zusammen?
Es schickt und reimt sich gar zu schön,
Denn beide sind von gleicher Stiele,
Und spielen ihre Wunderwerle
Mit allen, die auf Erden gehn.“

Die Gedichte an Phillis, deren Anzahl nicht gering ist, sind von großer Innigkeit. Zum Theil Lieber, zum Theil Briefe, zeigen sie sammtlich die Züge eines von seinem Glücke pleglich Ueberraschten. Er weiß seiner Freude keine Worte zu geben, und ringt in ungeordneten Ausrufungen nach einem Ausdruck für sein Gefühl, z. B. (S. 691):

„sine, Unsel, Edelmuth, Edelh, Braut, Tante, Arcubdin, Vider!
 Mein Stern, mein Trost, mein Verg, mein Anker und mein Leben!“

Phillis wußte ihn in strengem Meßest zu halten, und so
 Hinat auch wieder eine adtunagvolle Eden aus seinen Viedern.
 Die Bedeutung ihrer Persönlichkeit ließ kein Spiel mit falschen
 Emefindungen zu, ja sie wußte so stark auf ihn, daß er ihr
 die offentlichen Bekanntnisse abloot. Er geübt, daß er „als ein
 innerer Mensch, den Mut und Feuer treibt, sich oft genau
 vergangen, daß er sein Lied mander Telila gewiebt habe.“
 Er bittet genug um Vergabung, und beßt darauf, da er nie
 ein Weib so tief habe in sein Herz blicken lassen, als sie.

Indessen idien die Verbindung mit Phillis, sowohl von
 ihr selbst, als auch von ihrem Vater, an manderlei Bedin-
 gungen geknüpft. An erster Reihe stand die Verlobung mit
 seinem Vater. Weglidweise hatte er dieselbe, von seinen
 Gefinnungen auf Phillis verleitet, für ausführbar erklärt, viel-
 leicht auch täuschte er sich selbst darüber. Kurz, er gab den
 vereinigten Wünschen seiner Braut, des Pfarrers und des
 Vaters von Kimmisch nach, und trat zum drittenmal die Reife
 nach Striegau an.

Sie hatte ganz denselben Erfolg wie die früheren. Der
 Vater ließ ihn gar nicht vor, selbst die Nachricht, daß er
 seinen Willen gethan, sich als Arzt in Arcuburg niederge-
 lassen habe, und daß er nun um den Zogen für sich und
 seine Braut bitte, stimmte den Alten nicht um. Unverrich-
 teter Sache verließ er Striegau. Aber erehrte fürs Erste
 nicht nach Arcuburg zurück. Fürchtete er sich, ohne die Ein-
 willigung und Verlobung mit dem Vater vor seine Phillis

zu treten? Wurde ihm die Rückkehr durch sonst etwas erschwert? Nein, er geht nach Nauet, bleibt dort bis hoch in den Sommer, und ist im August in Viagnis. Was er getrieben, ist nicht zu enträtheln. Aber es deutet manches darauf hin, daß Phillis Gründe gefunden hatte, ihm die Heimkehr zu ihr zu verbieten, und das Band, das sie an ihn fesselte, zu lösen. Gedichte aus dieser Zeit sprechen eine neue schmerzliche Bewegung aus, z. B. (Nachlese S. 88):

„Du magst mich hassen, Niebu und Schwahn,
Es wird mir freilich Weh geschehn,
Tod soll mich nichts von dir verdrängen.
Jerrich sogar auch dieses Muth,
Wolern es dich beunruhigt hat,
Die Reizung gegen dich bleibt ewig ungetrissen!“

Und später, nach der letzten Flucht aus seinem Vaterlande, als er alle Schmerzen der letzten Jahre aufzählt, ruft er (Nachlese S. 171):

„Phillis Nocht bereißt die Wunden,
Aber, ach! du Donnerwert:
Ob sie mein Haupt umgürteten,
Noch ich sender Abschied fort!“

Auch sein Verhältniß zu Phillis war nach kurzem Freundschaftsbruch abgerissen. Es gab für ihn kein dauerndes Glück. Wie er ausgeflogen war aus den heiligen Banden der Familie, so löste sich ihm jedes andere Band, kaum geschlungen, wieder auf, und endlos trieb der Unlückliche seinem Verderben

entgegen. Das ganze folgende Jahr schweift er ohne eigentlichen Wohnort umher. Bald ist er auf dem Lande bei verschiedenen Herrn von Adel zu finden, bald bei Universitätsgelehrten in Girschberg und Schmiedeberg. Dann wiederum treibt er sich im Gebirge umher, findet kurze Rast bei Landgeistlichen und Gutsherrn, sein Leben ist vagabundant, inhaltslos, sein Weg kaum noch zu verfolgen. Und dazu haben seine besten Freunde, die Preßler und Wende, hin, während andere wohl in der Ansicht gelangt waren, daß ihm nicht mehr zu helfen sei. Als Bettler pocht er an unbekannte Thüren, ersinnt sich ein schmales Wegegeld, und ist selbst denen zur Last, die es mit ihm gut meinen. Seine Gedichte, in welchen nur manchmal noch eine wilde Ausgelassenheit wie halbe Verzweiflung hervorblüht, sind doch die jammer- und klagerreichen Zeugen seiner inneren und äußeren Verrottung (Nachlese Z. 541):

„So komm ich überall dem Elend eben recht!
 Hier lag ich nun gekreicht, die Kräfte sind gekreicht,
 Den Schenkel will der Fluß, der Gnam das Herz streifen,
 Der Nordwind kocht mich oft mit Mosen durch das Dach,
 Kein Freund, kein Mensch, kein Hund erlabet mein Ungemach!“

Am Zimmer 1722 sah er noch einmal ein paar gute Tage. In Landsbut nahm ihn sein Freund, Christoph von Benschelt, der hier längst in Amt und Würde war, gütlich auf, und gewährte dem Heimatbleiben ein Asyl. Auch Christophs Vater, Elias von Benschelt, ein Freund der Kunst und Literatur, brachte ihm alles Bestmögliche entgegen. Sie behielten Guntter einige Zeit bei sich. Und da sie sich

überzeugen, daß er nicht zur Rückkehr zu seiner begonnenen Thätigkeit in Kreuzburg zu bewegen sei, machten sie einen andern Plan für ihn. Am Gudenusbade, auf der schlesisch-bohmischen Grenze, hielt sich ein Graf Sperd auf, wahrscheinlich ein sehr reicher Mann, der vielleicht auch einiges Interesse für Poesie besaß. Ihn sollte Günther des Längeren besinaen, um etwa ein Jahrgelalt von ihm zu erlangen. Also wieder eine Speculation auf einem großen Herrn, wie deren schon einige sehr gescheit waren. Es existiren zwei ziemlich lange Gedichte von Günther auf den Grafen Sperd, beide ohne Bedeutung, das eine in Strophen, das andere in Alexandrinern. Wahrscheinlich war das erstere zur Uebersetzung bestimmt. Ein Herr Alde, Gymnasist aus Breslau, schrieb es mit Axtatur aufs Prächtigste ab. Er brauchte vier Wochen dazu. Günther ging auf einige Zeit nach Hirschberg, im Gudenusbade wollten beide zusammentreffen. Alde war zur rechten Zeit da, Günther verspätete sich. Der erstere hatte nicht Zeit zu warten, und überreichte das Schriftstück dem Grafen allein. Dieser erkundigte sich nach dem Verfasser, und da man ihm sagte, es sei ein armer Student aus Breslau, der ein Baticum nachsuche, ließ er Herrn Alde dreißig Gulden reichen, eine Summe, die nicht einmal für das Schreibe- und Heftgeld anreichte. Alde verließ den Paderst. Günther begegnete ihm unterwegs, und erfuhr, daß Alles bereits geschehen und wieder mißglückt sei. Er ging nach Hirschberg zurück, und schrieb am 25. August an Wendt (S. 1094):

„Verzehe Poesie! komm, ruf den Wunder ein,
Und laß in Eilichen die Stumper glücklich sein!“

Er will Schloßen verlassen und war für immer. Der Plan, zur Vervollendung seiner Studien nochmals eine Universität zu besuchen, und dort den Doctorgrad zu erwerben, taucht von Neuem auf. Wahrscheinlich ist es ihm vorschwebend eine Summe dazu bei. Er hatte Jena ausersehen. Aber da sein Abschied von der Heimath lebenslang sein sollte, so wurde der Wunsch nach Aussetzung mit dem Vater noch einmal, und heftiger als jemals in ihm rege. Er konnte es sich nicht vorstellen, daß das Herz eines Vaters sich dem Zorn für ewig verschließen sollte. Und so beschloß er, Alles daran zu setzen, Verzeihung zu erlangen. Es ging schon etwas von Todesahnung durch seine Seele. Eine Reihe von Briefen an verschiedene Freunde enthielt die Bitte, seiner in Liebe zu denken, wenn sie seinen Tod erführen. Und in diesem Gefühl erschien ihm ein Wort der Verzeihung von seinem Vater wie ein Trost, ohne den er nicht scheiden dürfte.

Es war im Frühherbst, schon bei rauher Jahreszeit, als er nochmals nach Striegau reiste. Seine Ankunft flocht den Verwandten Schrecken ein, denn es waren inzwischen nur um so schlimmere Gerüchte über ihn zu ihnen gedrungen. Er sollte nur um Alles seinen neuen Versuch machen, blick es, um Vater zu dringen, denn der Herr äogen ihn dabei sich in einem heimlichen Hah ausschert. Mit Mühe nur erlangte er von der Schwester, sich ein paar Tage bei ihr verweilen zu dürfen. In dieser Verbergendheit schrieb er jenes merkwürdige Gedicht an seinen Vater, worin er alle Quellen seiner Pein öffnet, um die ersehnte Verzeihung zu erlangen. Das Gedicht ist eines seiner schönsten, es umfaßt vierhundert und neunzehn trochäische Hexameter. Und wenn es nicht

eine seiner besten ist, so gehört es doch unter die am meisten charakteristischen und individuell bedeutungsvollen. Es beginnt (S. 855):

„Und wie lange soll ich noch, dich, mein Vater! selbst zu sprechen
Mit verzweifeltem Bemühn, Hoffnung, Glück und Kräfte schwächen?
Macht mein Schmerz dein Blut nicht regt, o so rühre dich dies Blatt,
Das nunmehr die letzte Stärke sinnlicher Empfindung hat!
Dünktmal hab ich schon versucht, nur dein Antlitz zu gewinnen,
Dünktmal hast du mich verschmäht!“

Er gesteht alle seine Sünden ein, aber er sucht dem Vater auch begreiflich zu machen, daß dieselben nicht so furchtbar wären, um eine ewige Kluft zwischen Vater und Sohn zu reissen. Und wenn sie es wären, so möge er bedenken, daß seine Unerbittlichkeit, seine langjährige Feindschaft beigetragen hätten, sie zu vergrößern. Ein gutes Wort von ihm solle ihn jetzt zu einem andern Menschen machen. Die natürliche Stütze, die der Sohn an seinem Vater habe, solle ihn aufrichten, er wolle sich der väterlichen Autorität ganz unterwerfen. Niemals habe er auch aufgehört, dies zu thun, nur daß der väterliche Wille ihm jede Gelegenheit dazu verschlossen hatte. Er mahnt an Gottes Liebe, die den verlorenen Sohn, wenn er wenig herumkehre, nicht verstoße; er sucht aus seinem treu- und liebebedürftigen Herzen Alles hervor, was irgend nur an das eines Vaters dringen kann. Die Poësie, der Hauptgegenstand der Verleumdung, sagt er, könne er nicht aufgeben, sie sei die Seele seines Leibes, nur der Tod könne ihr ein irdisches Ziel setzen. Sie stamme von Gott, und ein irdisches Geisend aufzugeben stünde nicht in der Macht der

Wenden. Das ganze Gedicht ist ein einziger Strom innigen, heißen Lebens, es hat den vollen Klang der inneren Wahrheit. Wenn nicht immer poetisch im Ausdruck, ist es doch von einer Empfindung, die aus der tiefsten Tiefe eines leidenschaftlich bewegten Herzens stammt. Man fühlt heraus, wenn der Vater jetzt nicht vergeblich gestimmt wird, so ist nur noch Verweisung das Loos des Bittenden. Aber war es auch wohl Ana, gerade Verse, den eigentlichen Stein des Anstoßes, als Kern für die Bitte zu wählen? Günther schickte das Gedicht in das Haus des Vaters. Der Alte, im beständigen Jern über die Anwesenheit des Sohnes, läßt ihm, bei seinem Abde, das Haus verbieten. Günther sucht dessen ungeachtet einzudringen. Eine furchtbare Scene spielt unter dem Tode des Fürstenthums. Der eiserne Charakter des Vaters weiß nichts mehr von menschlicher Nüchternung. Die treue Mutter liegt krank und rinnt die Hände, die Schwester wirft sich weinend zwischen Vater und Sohn. Wie ein Blitz dringt dem letzteren das unwiderrufliche Verbannungsurtheil in die Seele, und schauernd und verzweifelt stürzt er aus dem Hause. Es ist Nacht, Wind und Regen, gemischt mit den ersten Schneeflocken, laufen durch die Luft. Er achtet es nicht und wandert, wie von Antien gesagt, auf der Landstraße fort, die ihn für ewig aus der Heimath führen sollte. Glend, krank, den Heim des Todes in der Brust, kommt er in Hirschberg wieder an. Aber es leidet ihn nicht mehr auf heimischem Boden. Noch einige Briefe an seine Freunde, und jenes Abschiedsgedicht „an sein Vaterland“ (siehe den Anhang), dann eilt er fort über die Grenze Schlesiens. Witten im December 1722 kam er in Jena an.

Neuntes Kapitel.

Jena. Letzte Gedanken und Tod.

(Jena: 1722 bis 15. März 1723.)

Er betrat die Stadt im traurigsten Zustande. Wildes Frostwetter auf seine Gesundheit, gewahrt mit den härtesten Entbehrungen, hatten ihn erschöpft. Die Reise im strengen Winter kam dazu, um seine letzten Kräfte aufzureiben. Die Geldmittel gingen auf die Reize, seine Seele war hoffnungslos, sein Gemüth zerrüttet. Glücklicherweise befand sich ein Landsmann unter den Studierenden in Jena, ein Herr von Eben und Pannichen, der ihn als Dichter hochschätzte. Kaum hatte derselbe von seiner Ankunft erfahren, als er sich auf das Bereitwilligste seiner annahm. Er gab ihm freie Wohnung und Kost, und sorgte auch sonst für ihn. Günther wusste, daß er in kurzem sterben würde. Noch zwar brach die Krankheit nicht aus, aber er fühlte die Vorboden des Todes, und bereitete sich zum Scheiden vor.

Haben wir uns nun bei der Betrachtung seines kurzen Lebens durch seine moralische Schwäche, den Mangel an seinem Charakter, vielfach von ihm abgestoßen gefühlt, so sind die letzten Monate, die ihm noch beschieden waren, geeignet, uns mit ihm wieder auszusöhnen. Denn in dieser Zeit sammelt sich noch einmal alles Edle und Gute, was in seiner Natur lag, und der Dichter, mehr aber noch der Mensch, treten uns in ungetrübter Gestalt entgegen. Zwar sagt er selbst von sich (S. 793):

„Ein schwach und müder Schwan verliert die Kraft der Schwingen.“

allein sie leben ihn zuweilen noch in derselben Liebe, zu der er in seinen besten Tagen zu steigen vermochte. Die Anzahl seiner Gedichte in diesen drei Monaten ist überausdeutend. Dabei findet sich nur wenig Gelegenliches im Sinne der Zweckreinheit, andererseits aber würde man kein einziges Gedicht finden, das nicht gelegentlich, d. h. unmittelbar von der inneren Situation eingegeben wäre. Briefe in Versen, mit Abschiedsgrüßen an seine Freunde, Dankesworten und Bitten um ein liebevolles Andenken. Sie enthalten gleichsam sein Testament. So schreibt er seinem Freunde Brandenburg, er möge nach seinem Tode die zerstreuten Blätter mit seinen Gedichten sammeln und herausgeben. Andere bittet er, wenn seine Lieder vernichtet und verloren bleiben sollten (Z. 580).

„— würdigt mich der Ehre
Und fñhrt mich hin und her in euren Liedern an,
Damit nur noch ein Ohr der späten Nachwelt here,
Wie unroth Gnd und Reid an meiner Kunst gethan.“

Eine schwerwñthige Resignation erfñßt ihn. All die hochstehenden Hoffnungen seiner Tage, da er „ein großes Thier“ zu werden wñnschte und nach Ansehen und Ruhm dñrschte, sollen verubet sein. Auch die Freuden der Jugend, die Genuss des Lebens, und all der glänzende Tand der Welt weist ihn nicht mehr (Z. 237).

„Ich habe zeitig aufgetient,
Mein Aushling ist in Angst vergrñnt.
Und als ein Streim dahin gefahren.
Mein Auge, dessen feurig Spiel
Den Schenken in das Auge sel.“

Hat manden Siegestrang gefangen.
 Dies Auge sieht jetzt läßig zu,
 Und winkt mit thänendem Verlangen
 Der in der Welt verhaaten Ruh.“

Nur die Liebe ist nicht aus seinem Herzen entschwunden.
 In ganzer Schönheit taucht Leourens Bild wieder vor ihm
 auf. Jetzt, im Gefühl der Todesnähe, bringt die Erinnerung
 alles Süße und Traurige, was sie gemeinsam durchlebt, noch
 einmal wieder. Allen Umgebungen der Heimath, allen Her-
 zen, die er liebte, entrußt, nimmt seine Sehnsucht nach Leo-
 noren ganz den leidenschaftlichen Charakter früherer Zeiten an.

„Von den Erigen better Hängel
 Ich ich ist ins Vaterland,
 Gän' ich doch nur Taubenflügel
 Derer Talsals Rauberhand!
 Ihm nur, wie zuvor gelobten,
 Dich, mein Engel, noch zu sehn!“

Dich, o Sonne meines Lebens!
 Dich, o Heiligung meiner Muth!
 M's denn, leider! ganz vergebens
 Dah mein Geist so klaglich thut?
 Kein! ich weiß, dein klingend Ohr
 Stellt dir oft mein Verden vor.

„Mit der Tag der Erb' entweichen,
 So verweht dein Pils die Ruh!
 Kommt ein Chreind bezackriden,
 Mehr! ich ihm das Anstlig zu,

Tenn mich trucht, er bringe mir
Einen sanften Muß von dir!

Verneure! laß dich finden!

Ist ich, oder rufst du noch?" (S. 303.)

Tod auch ihr sagt er Lebenswohl, wie Allen, was ihm
im Leben theuer gewesen. Das Gedicht „Letzte Gedanken“
ist sein Abschiedsruß von der Welt. „Könnt' ich leben —
sagt er, — nahm ich's mit! Muß ich fort — ich bin's in-
frieden.“ (S. 837.)

„Freilich ist's ein harter Tod, und ein Reich voll Noth' und Gassen,
Wenn ein junger Baum verrotzt, und die ersten Blüthen fallen!
Freilich brandt es tapfre Jüde, sendet Gram dahin zu gehn,
Wo die Träger unser warten, und die Bahnen fertig stehn.“

An seinen Vater wendet er sich mit aller Liebe, und dankt
ihm für das Glück der Kindheit. Jetzt, sagt er, wo seine Lieder
verfliegen werden, da werde auch der Groll des Vaters auf-
hören. Dann fährt er fort:

„Arme Mutter! die du jetzt mein entferntes Grab beträuchst,
Und verlaßt den kranken Voh auch ichen auf die Bahre leuchst.
Nimm sammt meiner lieben Schwester eine kurze gute Nacht,
Weil die Reimwelt des Gemüthes Heim und Ziel zu Schanden mach't.
Und, ihr Vetter, gilt es auch, so wie allen Mäccnaten,
Die mir jemals wohl gethan, die mir etwas gutes gerathen.
Alles, was mich je oelicht, unterrichtet und gebrüchen,
Was mir Trost und Rath ertheilt, was mir Heiligkeit erwielet,
Was mir eine Hand voll Wasser und ein Stüde Brod verleiht,
Tönn ruhmliches Gedächtnis muh' in tausend Mäccern blühen.

Wenn ich etwan aus Verlehn bis daher zu nah getreten,
 Töchter glänze, durch dies Blatt sei ihm alles abgetrennt. —
 Nimm, du Tochter meines Herzens, ichau, es geht zur letzten Ruh,
 Nimm, mit Trübe, ichente Seele! mir nur noch die Augen zu.
 — Halt den unglückten Ring, und beweine das Geschick,
 Und achend an deinen Töchter, set dich mit Gefahr geliebt.
 Gute Nacht vor diesmal! —
 Sech! fest, du hast nun Zeit, keinen Frieden zu bedenken.
 Aber wach ein Streifelnuth nicht dem innerlichen Kränken?
 Hält du durch dies Ganze wandern? bin du etwas, eber nichts?
 Eder ein getrennter Junke von dem Weien jenes Lichts?
 Was den Jammer! er beibet: Geh am höchsten und glaube
 Demo Weien's Gerecht."

Die Mehrzahl seiner Gedichte aus dieser letzten Zeit sind
 religiöser Art, ja der geistliche Ton dringt meist auch in die-
 der, die ursprünglich einer andern Stimmung entstammten.
 Ist blickt noch ein individueller, rein menschlicher Zug hin-
 durch, im Allgemeinen aber scheint es seine Absicht zu sein,
 sich mit seinem Denken und Glauben, ganz an die dormalige
 Richtung der Kirche anzuschließen. Er hatte mit seiner Satire
 einst — zwar nicht die Religion — aber doch die Kirche in
 ihren Vertretern vielfach angegriffen, und wollte jetzt Verfüh-
 nung, Versöhnung nach allen Seiten hin. So ergeben sich
 denn seine Gedichte ganz in dem starren, unerquicklichen und
 beschränkten Ideentreife des damaligen Protestantismus, der
 bei ihm jetzt noch krankhaft verankert ist. Die Erde ist ein
 Jammerthal, das Leben ein sich Wälzen im Pfuhl der Sün-
 den, der Tod das einzige Glück des verabscheuungswürdigen
 Menschengeschlechts. Er hat nicht unrecht, wenn er ein

Verdammungsurtheil über seine Zeit ausspricht, aber er hatte in früheren Tagen, da sein Auge noch klarer war, selbst in ihr die Keime des ewigen Wachstums, und so des neuen Werdens erblickt. Jetzt hat er nur noch Klagen, wie die folgende (Nachlese Z. 71):

„Oscheltu Welt, in was vor Zeiten
 Gewalt nicht unter Lebenslauf?
 Der Jammer wachet auf allen Zeiten,
 Ach! Dummheit, thu die Augen auf.
 Die Kaiser werden Ruhm und Rode,
 Die Jugend wachet im eignen Lode,
 Die Greis: treiben Fuberei;
 Man hält die Arminnigkeit vor Schande,
 Jagt Herr und Habsheit aus dem Lande,
 Und macht die Unschuld verachtet.
 Viel Aukten landen Blut und Leben,
 Der Unterthan verzagt der Blickt,
 Der Greise schaut, den Raub zu haben,
 Die arme Keth besetzt sich nicht.
 Ein Sachbar ist des andern Feindel,
 Die Vebren senken Land und Heudel,
 Es weudern stude, Recht und Amt,
 Die Theten unden doch zu können,
 Und das sie sicher schudeln können,
 Dint Welt, o Welt! verher verdamm!“

Trotz er jedoch nicht blind war für die Diener der Kirche, erblickt aus den anachronistischen Versen. Er ist stets aufrichtig, und so auch in seiner Heue, in seinen Zukunftsdenken, Rath-
 hebern, Gebeten und religiösen Ermahnungen — aufrichtig,

aber hier hört der Dichter auf. Alles dies ist gereimte Prosa der nüchternsten Art. — Nachdem er sich nun die Zuversicht errungen, daß sein himmlischer Vater ihm vergeben habe, kann er doch nicht über den Zwiespalt mit seinem irdischen Vater hinauskommen. Und so sagt er in dem Gedichte „Nach der Beichte an seinen Vater“ (Nachlese S. 23):

„Mit dem im Himmel wahr' es gut;
Doch wer verlehnt mir den auf Erden?
Wolern es nicht die Liebe thut,
Wird alles blut und fruchtlos werden.
Wer a'aukt wohl, hartes Vaterberg,
Dah so viel Unglück, Klein und Schmerz
Der Eltern Blut nicht ruh'n sollen?
Ich tracht' ich hatt' in kurzer Zeit
Du allerbarthe Gna'd' amlet
Dies durch mein Elend bengen wollen!“

Er sollte diesen Trost nicht mit ins Grab nehmen. Im Februar warf ihn das schleichende Fieber, das schon seit Monaten sich verkündet hatte, auf das Krankenlager. Nach einigen Wochen fühlte er, daß es zu Ende gebe, und verlangte nach dem Abendmahl. Der Prediger, der den Fall nicht gar so dringend vernuthete, ging erst noch einer andern Amtsverrichtung nach. Zurückgekehrt aber fand Günther ganz sanft in den Todes Schlaf. Er starb am 15. März 1723 in seinem noch nicht vollendeten achtundzwanzigsten Lebensjahre. Seine Freunde schossen zusammen, und begruben ihn auf dem Kirchhof vor dem Johannisberge. —

Er hat sich selbst eine Grabchrift verfaßt, die aber nicht zur Ausführung kam. Sie lautet (S. 771):

„Wer ward ein Zehlfier, weil Wind und Zeit nicht wollte,
 Daß seine Tichterlust um Nese kommen sollte.
 Wenn Pilger, bis achzwanzig, nur wandte seine Bahn,
 Zerst recht doch auch sein Stand mit Lieb und Unglück an.“

So endete Günther. Sein Leben fiel in eine clende, verheißene Zeit, die sich, wie eine lange Nacht des Uebergangs in um so hellerem Tage, noch über Deutschland hin breitete. Er tauchte auf, ein überraisendes, prächtiges Gehirn, das all sein Jener in eine kurze Stunde sammelte, und sich so in der eigenen Gluth verzehrte. Wir können ihn um seiner Fehler willen beklagen und bemitleiden, aber ihn, wie es häufig geschieht, verdammen, wäre ungeracht. Zeitumstände und fremde Schuld haben mitgewirkt, ihn zu verderben. Aber ein warnender Mahner steht er für Alle da, die sich vermöge ihrer dichterischen Individualität über einem stillen Gleich, über einem ernsten Lebensplane wäbten. Sei die Zeit dem Dichter ungünstig oder günstig, er soll nicht nur empfinden und singen, er soll wirken und schaffen, denn nicht durch innere Erfahrung bleib, erst durch Plan und Arbeit kommt der Mensch zur Reife.

Zehntes Kapitel.

I. Ausgaben.

Günther hat seine Sammlung seiner Gedichte erlebt. Auf Flugblätter gedruckt, zum größeren Theil nur als Manuscripte, waren sie überall hin zerstreut. Raum war er

gestorben, als, wie er richtig vorhergesehen, die Theilnahme für ihn allgemeiner wurde, und man Anstalt machte, die Blätter zu sammeln. Eben in seinem Todesjahre 1723 kam in Breslau ein Band heraus. Ob sein Freund Brandenburg, wie Guther es einst gewünscht, sich daran betheiligte, weiß ich nicht. Im Jahre darauf erschien der erste Band neu aufgelegt nebst einem zweiten Theile. Dann beide nochmals, bis 1730 der erste Band zum viertenmal, der zweite zum drittenmale gedruckt ward. Im Jahre 1731 veranstaltete Christoph von Wendt einen dritten Band. Endlich erschien 1735 der vierte, nebst den drei früheren. Diese Ausgabe gilt als erste der von nun an in Einem Bande folgenden Auflagen. Sie umfaßt 1102 Seiten, nebst einer Vorrede und dem Portrat Joh. Friedr. Anrags, Kaisers zu St. Magdalenaen. Vielleicht ist dieser der Verfasser der Vorrede, ich wußte sein Portrat vor Guthers Gedichten sonst nicht zu erklären. Außerdem bringt die Ausgabe ein Titelbild, entsprechend den darunter gesetzten Versen:

Zwei Satzen bringen hier auf einer Schale Früchte
Von gleicher Gattung sind auch folgende Gedichte.

Anzwischen erschien Steinbachs Leben Guthers im Jahre 1738. Und so wurde die dritte Auflage der Gedichte (1742) auch mit einem „Leben des Autors“ versehen. Diese kurze Biographie ist durchaus ein Auszug aus Steinbach, dessen Worte es zum Theil wieder giebt.

Die fünfte Auflage (1751) ist reich vermehrt. Sie zählt 1176 Seiten, also 74 Seiten mehr als die vorige, und bringt in diesem Aufbau eine Reihe der schönsten Gedichte;

aus verschiedenen Zeiten. Puras Portrait fehlt, die Saturn sind einer andern Allegorie gewidmet. Die sechste und letzte Auflage ist von 1764.

In demselben Jahre, in welchem die dritte Auflage herauskam, wurde eine „Nachlese zu Gantbers Gedichten“ (1742) gedruckt. Sie ist niemals in die Gesamtausgabe einverleibt worden. Die zweite Auflage der Nachlese erschien 1751.¹

7. Urtheile der Zeitgenossen.

Bald nach Gantbers Tode kamen wunderlei Dichtungen und Schriften zu Tage, welche sich rühmend über ihn verbreiteten. (Eingehenderes darüber bei Steinbach.) Das Wichtigste dieser Art ist aber, was Kende über ihn sagt.

Dieser urtheilt im 101. Theile der Acta eruditiorum S. 344 folgendermaßen: „Gantbers Gedichte stehen unvergleichlich, und voll Jener, und führen etwas ungemein Heiliges bei sich. Ich habe den Verfasser derselben sehr wohl gekannt. Er war ein Zudicus Medicus, ein geheimerer Schreiber, und von demselben Art von Pecten, welche ein aufmerksames, sorgentreiches, und so viel es möglich, alle Tage tustliches Leben lieben. Seine Fähigkeit war ausnehmend; aber seine Art zu leben etwas frei, und so belustigend, daß

¹ Vant Hofersheim I. 657. Wercke thut sie nicht auf, aber eine von 1745, die selbst habe die zweite Auflage nicht ge-
hen. Auch von den
trieren mit den Nachbarn habe ich nicht erfahren können. S. Wercke
Wander. II. 338.

er zu dem *Valeriano de Infelicitate literatorum* ein schönes Supplement geben kann. Er brachte den letzten Theil seiner Jahre in ziemlicher Thätigkeit zu, fand aber überall Freunde, weil ihn sein angenehmer Umgang und munteres Wesen bei Jedermann beliebt machte. Die gegenwärtigen Gedichte hat er keineswegs mit trefflichen Aetern und vieler Vorbereitung, sondern größtentheils aus dem Stegreife geschrieben: Wie ich denn viele *Carmina* in dieser Sammlung finde, welche er in Gesellschaft guter Freunde, ohne vorher daran viel zu denken, allhier in *Veivna* gemacht. Er mußte die Schuld der Natur bei sehr jungen Jahren bezahlen. Und da diesem ungedacht die Perse, von welchen ich schreibe, so wohl gerathen, so würde Herr Gintther unfehlbar einer der größten Poeten werden sein, welche Teutidland erzeuget, wenn er zu gehöriger Reife gekommen, etwas gelehrt werden, und in nützlichen Wissenschaften weiter gegangen wäre.“ — S. 349: „Endlich konnte wohl ein und das andere von diesen *Carminibus* fleißiger ausgearbeitet sein; aber wenn man bedenkt, daß Herr Gintther viele unter fremdem Namen, die meisten aber *ex tempore* gemacht hat, so wird man ihm etwas zu Gute halten. Wenn ein *Predes*,¹ den das Glück in einen so vertheilhaftesten Zustand gesetzt, daß er nur zum Vergnügen arbeiten darf, etwas schreibt, so hat er Ruhe und Gelegenheit etwas Idones zur Welt zu bringen. Aber wenn ein armer Gintther sinat, sich etwas zu seinem Unterhalte zu

¹ Im demselben Theile der *Acta eruditiorum*, und zwar dieser Württembergischen unmittelbar voraus gehend, steht, ebenfalls aus Mendos Aetern herrührend, eine Beschreibung des *Predes* (oben Werkes „*Actisches Verzeichnis in Pest*“ daher die Bezeichnung auf den letzteren.

verdienen, so kann es nicht fehlen, es muß manchmal ein bescheidener Ton mit unterkommen. Unterdeß, da er aus dem Zetereiß so wohl geschrieben, so kann man leicht erachten, was treffliche Gedichte er würde gemacht haben, wenn er mehr Zeit und weniger Nahrungsforaen gehabt; wie denn einige in dieser Sammlung stehen, so er in den letzteren Umständen geschrieben, welche fast unverbesserlich sind.“ — So urtheilte Wende, gerecht und einsichtsvoll, und fragte dadurch nicht wenig bei Guntter nach seinem Tode in Aufnahme zu bringen.

Um so merkwürdiger und rauer in seinem Urtheil ist ein Brief des alten Guntter an Steinbach. Der harte Mann ist selbst nach dem Tode des Lebnes noch nicht geneigt, milder über denselben zu richten, ja er hat gar seine Abmahnung, wie viel er als Vater selbst an seinem Unglück verschuldet. Was er über ihn sagt, ist zum Theil richtig, aber er bringt weder den Pöbel, noch sein Mißgeschick, noch die Mißgriffe seiner Gemner, noch auch die Ungunst der Zeitumstände und verfaulenden Verhältnisse in Rechnung. Zerräde er über einen Lebenden, so möchte es hingehen, daß er aber über den Verstorbenen so trocken aburtheilen kann, muß ihn als durchaus heillos erscheinen lassen. Er sagt: „Was seine Vamentationen in vielen Gedichten anfangt, da er über viele Leude und Reider klagt, die ihm an seinem Glücke hinderlich waren, selches sind mehrertheils melandolische Götzen. Denn wenn er durch lieberliche Verschwendung dasjenige, wovon er lange Zeit hatte leben sollen, und Guts hatten können, in kurzen, ja in einem Abende durchgebracht, oder durch lieberliche Paride sich darnach bringen lassen, und

ledann manchmal darben müssen, ist er in solche melancholische Gedanken gerathen, daß er nicht gewußt, wem er seinen Mangel zuschreiben sollen, da er denn auch seine Eltern tacite beschuldigen wollen, daß sie ihm an seinem Glücke hinderlich wären, so er aber ohne impietät nicht thun können, als welche mehr an ihm gethan, als sie schuldig gewesen, und thun können. So hat er auch sonst nicht viel Feinde gehabt, als die er vielleicht mit seiner satyrischen Feder ihm selbst gemacht. Mit also einzig und allein fortune suae sinistrae suher gewesen, dann er das Glück, so ihm überall nachgelaufen und die Hand geboten, von sich gejaget. Es hat ihm an hohen Männern, Patronen und Wohlthätern nicht gemauelt, wenn er sich derselben Gelegenheit hätte accommodiren und dieselbe annehmen wollen, und sich nicht so wankelmuthig und greß angeführt hätte, als wenn er keiner Hülfe bedürfte. Es sind ihm wohl hundert gute Gelegenheiten, glücklich fortzukommen, verfallen, die er aber zu seinem Schaden ansiehlagen.“

3. Steinbach. Günthers erster Biograph.

Am Jahr 1738 erschien eine Biographie Günthers unter dem Titel:

„Johann Christian Günthers, des berühmten Schlesiens Dichters, Leben und Schriften. Gedruckt in Schlesiens 1738. Auf des Verfassers eigne Unkosten.“ Unter der Vorrede nennt sich der Verfasser Carl Ehrenfried Siebrand.

Hinter diesem Pseudonym war jedoch der Dr. Christoph C. Steinbach in Breslau verhehlt, der gelehrte Herkun-

geber eines „Vollständigen deutschen Wörterbuches,“ und anderer sprachlicher Werke. Diese Steinbachsche Lebensbeschreibung ist ein Jahrhundert lang die einzige Quelle der Nachrichten über Guntter geblieben. Aber obgleich der Verfasser sich sehr einnehmen für ihn giebt, fehlt diesem Werke doch viel in einer richtigen Würdigung des Dichters. Steinbach liegt noch ganz in den Banden jener pedantischen Auffassung, nach welcher das Gelegenheitsgedicht, die eigentliche Zerstreuung, der Gipfel der Poesie ist. Und wiederum, je vernachlässigt die Person, an die das Gedicht gerichtet ist, desto wichtiger ist ihm die Arbeit, und desto eingehender betrachtet er dieselbe. So gibt er denn über die derartigen Dichtungen Guntters, über die besungenen Persönlichkeiten: Generale, Grafen, Fürstbischöfe, Rathsherren, über alle Götter und deren Verhältnisse, die umfassendsten Aufschlüsse, aber das innere Wesen der Guntterschen Poesie ist ihm völlig verschlossen. Zeiner eigentlichen Poesie erblickt er nur beiläufig, Verehrers achtet er ganz hin; und in fast roher Weise. Seine Combinationen und Lösungen sind vollkommen albern. So z. B. schließt er aus den Versen:

„Zei ihm, verlassen und veracht',
 Pothere, was achung macht,
 Vah Zehn und Aarb und Jugend schwinden,
 Du bleibst in meinen Ruuen stehn,“

Verehrer „müsse nicht mehr die jüngste gewesen sein.“ Gegen Guntters Vater, der dazumal noch lebte, und mit dem er bekannt war, benimmt er sich mehr als diplomatisch, und wird dadurch gegen den Zehn oft ungerecht. Er beweist in

seiner Darstellung weder Geist noch auch Verständniß der Poesie, es scheint sogar, als habe er nicht einmal eigentliches Interesse dafür. Ja, es ist sogar evident, daß die Biographie Guntbers ihm nur ein secundärer Zweck des Buches sei, denn ein wissenschaftlicher, ganz von Guntber unabhängiger Zweck zieht sich hindurch, und gewinnt gegen den Schluß fast die Oberhand. Es ist eine Streitschrift gegen Gottsched, der sich um diese Zeit in Leipzig mit seiner Schule bereits die Dictatur über die deutsche Literatur angemahnt hatte. — Aber es war auch keine principielle Polemik, sondern Steinbach dachte nur ein heimliches Nachgeplust zu befriedigen.

Steinbach gab Gottscheden schuld, ohne sein, des Verfassers, Wissen, beim Verleger den Titel seines deutschen Wörterbuches eienmüthig verändert zu haben. Als unmöglich erscheint dies, bei der Annahme Gottscheds, keineswegs. Steinbach brütete Rache, und bald sah er eine Gelegenheit, sie scheinbar mit mehr Grund auszuüben.

In den „Beiträgen zur kritischen Historie“ (14. Band S. 11), die unter Gottscheds Protectorate herauskamen, erschien eine Beurtheilung Guntbers, die nicht eben günstig war. Es wird von ihm gesprochen als von einem „Gelden, damit sich sein Vaterland so viel weis“, das Drama Zweedehus erhält eine sehr verachtungsvolle Beurtheilung, Guntber wird ein „unflätiger, wollüstiger und niedertrachtiger“ Poet genannt u. s. w. In der That war Gottscheden jeder fremde Hohn, und besonders der der Schlesier, sehr unbecquem, die Besprechung Guntbers jedoch stammte nicht von ihm selbst, sondern von seinem Schildeknappen Schwabeber.

Steinbach nahm dieses harte Urtheil für einen Angriff auf die Schlesier überhaupt, und ließ seinem Aetzer nun in der unbefonnensten Weise freien Lauf. In der Voraussetzung, daß Gottsched den Aufsatz selbst geschrieben, nimmt er die Werke desselben vor, und weist ihm darin Ungereimtheiten und Unkun die Zülle nach. Er spricht von dem verwirrten Gehirne des Censuris, nennt ihn einen Narren, einen kritischen Wurm, ein *peccus campi*. „Wer darf es wagen (sagt er im Hinein auf Gottscheds „deutsche Gesellschaft“) diesen deutschen Helden, die nur allein vor Meister in der Sprache weilen angesehen werden, was zu tadeln? Was ist so unleidlich, als einige der Glieder, und besonders der Aelteste von der Gesellschaft, wenn man an ihnen als Docten, Rednern oder Sprachkundigen was ansieht?“ — Antwort: „Man rechnet es sonst unter die Betrügereien der Herrn Buchführer, wenn man einem Andern in öffentlichen Schriften seine Bücher auf das allerabgeschmackteste wie es hier geschrieben: herunter machen läßt, damit nur nicht eines andern, sondern seine Waaren von gleichem Inhalte abgeben sollen. Wir sind aber von jemanden ganz gewiß versichert worden, daß es der censor nur vor sich gethan, um nur beim Verleger seines poetischen Wertes sich gefällig zu erweisen, weil er sonst nicht große Lust dazu gehabt, wie er denn auch sehr nicht so großen Abgang davon liebet, als er es sich wohl wegen des arthen Gleichbreves in allen Büchern davon versprochen.“ — Diese Freuden der Steinbachschen Polemik mochten genügen. Er hatte in ein literarisches Weipenneiß getreten, und durfte nicht glauben, bei der Giegemwehr gelinde weh zu kommen.

I. Die Gottschedianer contra Steinbach.

Gottsched war Hua acuna, sich persönlich nicht in die Sache einzulassen, er schickte seine Jünger in den Kampf. Die erste Schrift, welche Steinbachs Angriff erwiederte, war ein:

„Schreiben an Herrn Doktor Steinbach in Breslau bei Gelegenheit seiner wider den Herrn Professor Gottsched in der Lebensbeschreibung von Gänthern angeführten Beschuldigungen.“ (23 Seiten ohne Jahreszahl und Verlagsangabe, nur Anonymus unterzeichnet.) Dieser Gottschedianer ist außer sich vor Erstaunen, daß ein Mensch es gewagt habe, den Meister anzugreifen. Er bringt hinter der Maske des Ehrenfried Ziebrand den wahren Verfasser heraus, und gibt den Schlüssel zu dessen feindlicher Gesinnung, bestrittet jedoch die eigenmächtige Handlungsweise Gottscheds. In durchaus gehaltener Sprache führt er Steinbach sowohl den ungerechtfertigten Angriff, als auch die unanständige Form desselben zu Gewissen, und läßt sich mit viel Ausführlichkeit auf eine Vertheidigung Gottscheds ein. Obwohl etwas pedantisch und abschweifig, ist das Schreiben doch ernst und anständig im Ton.

Tagegen erschien fast gleichzeitig eine Schrift, die sich mit dem ausgelassensten Humeur über Steinbach ausließ. Nämlich die:

„Gespräche zwischen Joh. Christ. Gänthern aus Schlesien im Reiche der Todten und einem Ungenannten im Reiche der Lebendigen, in welchen beide des Ersteren 1738 in Breslau gedruckten Lebenslauf beurtheilen, und bei dieser Gelegenheit ihre Gedanken über einige inslebende deutsche

Dichter und Dichterinnen erscheinen, nebst einer Zueignungschrift an seine Hochzeiten des Herrn D. Steinbach in Breslau 1739." (Zwei Theile, ohne Angabe des Truderts und Verlegers.)

Diese Arbeit, viel umfassender als die vorhergehende, ist das Werk eines durchaus geistig überlegenen Mannes. Der Dichter ist Inapp und gedankreich, er hat etwas Festnagendes in seinen Wendungen, witzig, voll humeristischer Pöbelsagen und dramatisch lebendig. Gleich in der Vorrede wird nachgewiesen, daß der gelehrte Steinbach und der verrückte Ziebrand unmöglich Eine Person sein können. Der Verfasser erzählt, wie er sich durch eine wunderbare Kräftigung seiner Sinne die Töblichkeit verschafft hat, in das Todtenreich zu gelangen. Zudem bei dieser Darstellung theilt er satirische Zeitenspiele gegen mitlebende Persönlichkeiten und gleichzeitige literarische Erstbeurtheilungen in Menge aus. Auf der elbschiffenden Postenwiese trifft er Guntber an, mit dem er sogleich das Gespräch eröffnet. Guntber ist trefflich gezeichnet und charakterisirt. Der Dichter beschwert sich, wie häßlich Ziebrand ihn Vermeren gegenüber darstellt, wie niedrig verhältlich er überhaupt das Verhältniß gefaßt habe. Steinbach wird, immer unter der Maske Ziebrand, durchbar mitgenommen. Nach seinem Runder stellt Guntber die festlichsten Trugstufte, und über die Person seines Vicararben die lobestlich-temischsten Behauptungen auf. Ziebrand wird in der That, und zwar immer in witziger Form, in einer Weise verarbeitet, die alle Fader auf die Zeile seiner Bequer bringen mußte. Mittlerweile kommt das Gespräch auch auf Gletscher. Der Angenante will keineswegs alle Thaten desselben loben, sucht ihn aber gerecht zu werden, und seine

Verdienste in das rechte Licht zu stellen. Dagegen spricht er mit vollster Verehrung von Gottscheds Frau. Aber das Todtengeflücht acht, wie schon der Titel sagt, weit über die Gottsched-Steinbachsche Streitfackel hinaus, indem es sich rechts und links über allerlei literarische Erscheinungen satirisch verbreitet. Und zwar so, daß der Fleg zum Hauptfaden immer leicht wieder anzuknupfen ist. So wird der unflätige Dichter Stoppe, den Steinbach für einen glücklichen Nachfolger Günthers erklärt, stark mitgenommen, ohne Edeu vor dem noch Lebenden, wie der Ungenannte denn überhaupt nicht ansteht, dem Säklichen und Unsittlichen in der Mitwelt den Spiegel vorzuhalten. Dabei laufen allerdings mancherlei kleinliche Anekdoten und Apatibereien mit unter, die zu entwirren nicht von Interesse sein kann.

Eine wahrhaft vernichtende Charakteristik aber erzählt der „lächerliche Ceremonienrath“ König in Dresden, der einstige Nebenbuhler Günthers. Es wird erzählt, wie er als weggelaufener Secundaner aus Schwaben, in Braunschweig die Sänglerin Anna's Schwarzin kennen gelernt und mit ihr nach Hamburg und Dresden gezogen sei. Ich theile das Folgende wörtlich mit, da es für Günther von Wichtigkeit ist:

Der Ungenannte.

„Hier fand die Jungfer Schwarzin vielen Beifall. Man hat sie in Gesellschaft, und wenn dieses dann und wann nur bloß des Sings wegen geschah, so nahm sie ihren Herrn König mit sich, und verschaffte ihm auch hier bei vielen Personen einen freien Zutritt. Um selbige Zeit entschloß sich der König August der Andere einen Hofpoeten an seinen Hof zu nehmen.

Günther.

O dieses sind Zeiten, welche meinem Glücke den letzten Stoß gaben! Ich unterbreche hier mit Erlaubniß Ihre Erzahlung. Diese Stelle war mir zugetheilt. Herr König war mein Mitbühler; für diesen aber war mir, ohne mich zu rühmen, gar nicht leid. Indessen erfuhr ich doch bei dieser Gelegenheit, daß der schwächste Feind oftmals der gefährlichste ist. Wissen Sie wohl, auf welche Art er an meiner Stelle glücklich wurde? Dieser Herr König hatte mit seiner Geliebten unter den Gessenten mehr Bekanntschaft als ich. Es lehrte ihnen alle wenig Mühe, einen Kellerbedienten dahin zu bereden, mir ein Glas Wein mit Brechtreyen gemischt, zuzubringen, welche denn auch so glücklich aufschlugen, daß ich in der Gegenwart dieses so gütigen Anagnis durch eine unglückselige Aufsehung Ehre und Gluck zugleich verschüttete. Dieses war ein Streich eines ehrlichen Mannes!"

Es folgt darauf eine Schilderung, wie König durch die hundert Gönnerschaften der Jungfer Schwarzin, die als seine Frau ailt, Bräutigam, Heirath und Ceremonientath, und endlich in den Adelsstand erheben wird. Dann von dem lüderlichen Leben der Tame bis zu einer Sclandalgeschichte, wo er von den „Herren Miensschülern und Cavallieren“ verbohnt wird, und wo es dann herauskommt, daß er nicht mit ihr getraut ist. Er sieht sich genethigt sie wegzulassen. Nach im besten Erhablen wird der Hugenannte wieder in das Reich der Lebendigen versetzt. In einem Nachworte wendet er sich nochmals an Steinbach. „Ich ersuche denselben, sagt er, ganz aborkamst, dem ersten seiner Patienten, welchen er in das Reich der Todten senden wird, meinen Gruß an den

christlichen Gänther anzubefehlen. Sollten einige in diesem Gespräche erwähnte Herren meine und Gänthers Urtheile für unwahr halten, so dürfen sie nur ihren Zweifel an Hr. D. Steinbadsen überreichen. Dieser wird in seinen Urtheilen über meinen Fall denselben eine Seite einräumen. Ich aber verfidere dieselben gewiß durch angeführte Stellen aus eines jeden Gedichten so deutlich zu widerlegen, daß kein Zweifel übrig bleiben wird."

5. Die untergeschobene Selbstbiographie Gänthers.

Nenn Jahre nach Gänthers Tod erschien ein Buch, betitelt:

„Joh. Christian Gänthers aus Schlesien curieuse und merkwürdige Lebens- und Reisebeschreibung, welche er selbst mit poetischer Feder entworfen und an einen guten Freund überschicket, nebst einem Anhang einiger von ihm verfertigten noch ungedruckter Briefe. Schweidnitz und Leipzig, George Böhm 1732.“ (8. 12^{te} Seiten.)

Diese Arbeit hat von jeher als untergeschoben gegolten. Gleichwohl wird Jeder, der Gänthers Schreibart kennt, bei Durchlesung derselben sich oft genug versucht fühlen, sie für echt zu erklären. Es ist ein immerhin bemerkenswerthes Buch, trotzdem, daß am Schlusse kein Zweifel an seiner Unächtheit übrig bleibt.

Auf 107 Seiten wird das Leben Gänthers in gereimten Alexandrinern erzählt, von seiner Geburt bis zu der Zeit, da er, nach dem letzten Versöhnungsversuche mit

dem Vater, auf dem Punkte steht, Schließen für immer zu verlassen. Gleich der *Cingana*, die Schilderung der Bodenstraße, voll von Gevatterinnen, ist eine Satire, vollkommen im Gantther'schen Stil. Dagegen setzt bald darauf eine Klage um den frühen Tod der Mutter, während diese den Sohn um mehrere Jahre überlebt hat. Der eigentliche Culminationspunkt des Ganzen, seine Verbannung, sein Verhältniß zu Phillis ist mit ganzem Feuer und viel Talent geschildert, die Freie und Knecht an sie tragen jedoch den Beweis ihrer Unmündigkeit an der Stirne. In der Sammlung seiner Gedichte sind die hieher gehörigen Achten abgedruckt, und lassen die in der Biographie vorhandenen an Werth hinter sich zurück.

Die Darstellung ist verworren und unklar. Früheres und Späteres wird unchronologisch durch einander gemengt, endlose Abdiversionen lassen oft den Faden der Erzählung nicht mehr erkennen. Nur die Biographie Gantther's gibt das Buch nirgends einen Anhalt. Neben dem Roman mit Phillis ruht das Gewicht auf den breiten, immer wiederkehrenden Schilderungen des mactles wüsten Studentenlebens, mit der stets daran geknüpften Versicherung, daß Gantther „niemals so geliebt habe.“ — Um die Zeit, da Gantther diese geschrieben haben mußte, also im Frühjahre 1722, war er innerlich so gebrochen, daß er an Schilderungen wie diese, mit solcher Freude an der Unwissenheit, nicht mehr dachte, und überdies hat er sich selbst in seinen Dichtungen niemals als Jugendhelden darstellt. Wandmal kommt es aus den Bergen wie eine directe Aeneis heraus, wenn erst mit Verliebe das ungerathene Treiben der Studententriebe, in denen Gantther

gelebt hatte, geschildert wird, und dann Wendungen folgen wie (S. 781):

„Doch meine Jugend blieb nicht auf der Jugend Spur!“

„Araat nach an jedem Orte,

Und sericht mein Leben aus, ob solches sündlich ist?“

Der Verfasser hat sich mit Meisterschaft Guntbers Sprache und Manier angeeignet, und weiß die Täuschung bis auf einen gewissen Grad zu treiben. Dieselbe wird dadurch erhöht, daß er Guntbern in der ersten Person erzählen läßt. Möglich, daß er, als ein Freund und Genosse desselben, aus dem eignen Munde des Dichters eine Menge von Anekdoten über sein Leben wußte, möglich auch, daß er ungedruckte Briefe und Gedichte verräthig hatte. Schließlich aber ist es nicht zu verkennen, daß ihn oder den Verleger eine Speculation in dieser Arbeit trieb.

Es war die Zeit der Robinsonaden. Jedes Land, jede Provinz hatte ihren eigenen Robinson, und so sollte aus Guntbers Leben eine Art von schleichendem Robinson gemacht werden. Aber auf dem Titel „curieuse und merkwürdige Reisebeschreibung.“ Wahres und Erdichtetes wurde zusammengeworfen, auf genaue Daten kam es nicht an, der Mittelpunkt wurde in den unglücklichen Roman mit Phillis gelegt, und zum Schluß weitere Reiseabenteuer versprochen.

Das abschließende Schlussgedicht „Guntbers letzte Gedanken auf seinem Sterbebette in Jena“ verräth überall die fremde Hand, und ist wie ein Pasquill auf das in den Gedichten vorhandene ächte. Die acht hinzugesetzten Briefe, zum Theil

an Personen, die auch sonst in Guntbers Briefen genannt werden, abmen seinen Briefstil bis ins Kleinste nach, enthalten jedoch Wendungen und Wortverbindungen, die er sonst nie gebraucht hat, so daß auch sie nicht von ihm herrühren können.

Anhang.

Auswahl

—

Chr. Günthers Gedichten.



Die unwiderbringliche Zeit.

Ich weiß noch wohl die liebe Zeit,
In der ich mich genug erfreut:
Was waren das für süße Tage!
Die Schiffe trugen Blum' und Gut
Und kannten weder Müd' noch Blage,
Noch was den Sterben bange thut.

Mein Herzog ging auf Fuß und Pferd,
Mein Herz war Amaranthens Herz,
Wir zählten weder Tag noch Stunden,
Lanz, Schauplay, Garten, Spiel und Wein,
Und aller Vertheil der Götter
Nahm Lust und Gock mit Hocks ein.

Wie? was erzählt' ich einen Traum?
Ihm wenigsten ardeute mich's kaum.
Mein Gott! Wie ist die Zeit entronnen!
Was hast du, Herz, von aller Lust?
Tust, daß du Neu' und Zeit gewonnen,
Nur weihen und entheben mußt.

Liebe ohne Hoffnung.

O welch' anstößiges Betrüb'n
 Peinet ein Vöck'n
 Zender Hoffnung schöner Gant!
 O wie taumeln Wisp und Zinnen!
 Wenn die Zephyr stummer Fein
 Meinen besten Blick geminnen,
 Und verachens Jener schrein.

Amantibus! schon die Hiränen
 Nur das Zöhen
 Einer die gereichten Pust!
 Schon die Masse meiner Wangen
 Und die baltische Gestalt!
 Feine Nacht und mein Verlangen
 Macht mich vor den Jahren alt.

Nachtlisch ich ich tausend Sterne
 In der Ferne,
 Die mein Geist zu Hause ruht:
 Alle sehn mich, alle laden,
 Nur nicht einer will noch kann
 Mein Verhängnis besser machen,
 Ach, wen ru' ich sonst mehr an?

Aus dem Blumentreiden Brangen
 Junger Wangen
 Steibt ein jeder Tag ein Blatt;

O wie bald sind Mut und Arden
Durch ein icht'ung's Gift vergebet!
Hat der Epical einmal Narben,
So verringert sich der Werth.

Meine Liebe, meine Jahre
Sind zur Nahr
Sind ein Opfer deiner Luht.
Himmel! hab' zu ein Erbarmen,
So beweis' es meiner Noth:
Nies in Amaranthis Armen
Wundt' ich Leben oder Loht!

Schreie Liebe.

Das ich in Gedanken fühle,
Macht mir Muth und Leben fühle,
Und vertritt in Traum als Zeit.
Niemand soll es auch erfahren,
Niemand will ich's offenbaren,
Als der krummen Einsamkeit.

Ob ich gleich nun, ichne Seele
Namen, Brand und Schmerz verheele,
Wird es doch mein Gluck sein,
Wenn du selbst erlohen sollst,
Und nur einmal seiden wollst,
Dem ich meine Mammen weihen?

Wirst du nicht aus Welt und Widen,
 Die viel Sehnuckstageniden schiden,
 Ziehst du mit kein Jener an,
 Wenn mein künftiges Gemüthe
 Bei der Wollung im Geblüthe
 Diesen Lieb nicht betagen kann?

Hast ich mich nicht selber zwingen,
 Dein Gedächtniß weanzubringen,
 Aufst' ich in mir Wätherhand,
 Wenn ich glaube, dich zu lieben
 War mir schon ins Blut geschrieben,
 Ob ich noch die Wege fand.

Tod was lebt's in Amt geschrieben,
 Wenn mir dies aktive Lieben
 Beter Frucht noch Hoffnung nicht?
 Krank mögen sich beflagen,
 Nur mein Ort soll gar nichts sagen,
 Ob es noch so heilig glüht.

Durch ein christlich Schmelzen
 Will ich mich gelassen zeigen,
 Das verleiht ein Tag erdicht,
 So die Mammen heller kennen,
 Und der Welt entdecken können,
 Wie ich es so treu gemeint,

Zellst auch vieler Wunsch betragen,
 Und' ich dennoch mein Betragen
 Und die größte Lust daran,

Tu ich noch der Augen Liebe
 Tiefes Pöhl geheim verheer,
 Was ich nicht befehen kann.

Früher Verloft.

Erinnert euch mit mir, ihr Blumen, Baum' und Schatten,
 Der oft mit Marien gehalten Abenteuer!
 Die Pfade gleichen noch von Mämmen treuer Fuß,
 An der wir, werthes Paar, des Himmels Verſchmack hatten.
 O goldene Frühlingzeit! mein Herz, was kommt dir ein?
 Du liebtſt Maria, ſie iſt ja nicht mehr dein!

Nur war es, wo ihr Haupt mir oft die Hügel brühte,
 Verſchmerzt ihr Vinden mehr, als ich nicht ſagen darf,
 Nur war es, wo ſie mich mit Alee und Cuedel warf,
 Nur war ich ihr den Lächer voll junger Blumen pflichte.
 Da war noch gute Zeit! mein Herz, was kommt dir ein?
 Betrübſt dich Maria, ſie iſt ja nicht mehr dein!

An Maria.

Nun warte, Maria, das will ich dir gedenken!
 Du kennſt den ſchmerzlichen Verdruß,
 Wenn Kich' und Schwindel warten muh,
 Nur launſt dich ſo empfindlich trüben!

Ich weiß ja nicht, weran ich bin,
 Ob Saltheit oder Nöth die Lust und Willen bindet?
 Hier stand' ich bei der lablen Vnde
 Aus Oiser und aus Angst so fluch als Seufzer bin.

Tu nennst mir Zeit und Ort, zu schwur ich gleich zu kommen,
 Ich lauch', ich hab', ich geh' und seh'.
 Das Menschheit hat, so viel ich seh',
 Hast um ein Viertel zugewonnen!
 Es täuscht mich Schatten, Haben und Wille,
 Ich mein', ich seh' dein Bild, so sind es nur Gedanken,
 Und rath ich was um Strach und Planen,
 So schick' und gib' ich nur: Ad' kommst du' komm, mein Kind!

Die Nacht ist niemand's Freund. Sie ist vielleicht erlösend;
 Verliebt hat kein Menschwerk an,
 Die Mutter ist nicht Schutz daran,
 Denn jede ruht Schlaf und Beden.
 Wie? wenn das Mädchen antreu wie?
 Dies lern' ich auch zu gut, es thut mir nichts zum Leiden:
 So geh' und mach' ich tausend Mellen,
 Und sinne doch unlenk mit Hurub hin und her.

Ad' warum lieh ich dich doch einmal aus den Armen?
 Mein Weinen schmeit und wachet den Leib,
 Ich wech' auf einmal grau und bleich,
 Es möcht' Stern und Stein erbarmen!
 Ad', solte morgen doch das Gie
 Die trauernde Gehalt du noch im Spiegel zeigen?
 Tu würdest vor Erdröthung schweigen,
 Intem wohl deine Schuld nicht einen Formand wech.

Du tödest wohl nicht dar? das will ich ja nicht lassen,
 Ge him' uns beiden doch zu Hute.
 Was hat' ich recht vor Thüren gehn?
 Was hab' ich vor ein Fenster eilen?
 Soll Himmel! welcher Anblick fällt?
 Ist dies nicht Eanbers Haar? Ist dies nicht meine Schöne?
 Es hast du, süße Irene,
 O Anblick voller Schimpf! mich darum besehelt?

Den Streich vergiß ich nicht, es sei denn noch der Strafe!
 Die Rache sei von nun an klar,
 Und gebe, wo ich wünschen darf,
 Daß euz Bruch den Tag verchleise!
 Das Schwert mach' Spiel und Ruh,
 Die Hufe deinen Leib, die Chumadt ihn zu Schanden,
 So wenn du trostlos aufgestanden,
 Dein eigner Mund mir zeich' die Thierheit beidern muth!

An die Exorziste.

Was? Schenst! Nimm die Pulse
 Eines armen Sünder's an,
 Welcher dir mit einem Kuße
 Geküßt Alends noch gehn.
 Und auf deinen Reismannern
 Einen süßen Haub drängen.

Ist geküßt es, mein Verbrechen
 Ist der schließlichen Strafe werth,
 Und du magst ein Urtheil sprechen.

Nur dein Wille nur beehret:
 Dennoch wüß' ich zu den Aussen
 Deiner Gnade danken müssen.

Nur weil ihr Gimmelsfinder
 Euren Vater ahndlich seht,
 Baldet auch die armen Sünder
 Eines Gutes oft beszeit:
 Ach! so werten meine Laster
 Euren Herrn in Liebe loben.

Gewen mir nur tiefes Mitleid,
 Halb mit dir verliebt zu sein,
 Daß nach manchem kalten Mitleid
 Deiner Augen Sonnenchein
 Mir und meiner Bestimmung lade,
 Und mich endlich loben mache.

An Phillis.

Ich verstaude der Gedanken
 Deine Phillis zu umfassen,
 Unter Himmel, noch zu hoch!
 Ihn Stunden, eilet doch,
 Eilet doch, ihr trügen Stunden,
 Und eurent euch meiner Noth!
 Denn der Tod nicht bald verkunden,
 Wartet sich mein Herz tot.

Welche Seele, laß dich hören?
 Ich sprachte durch die Linden,
 Durch die Hölzer, durch den Hain
 In Begleitung ihrer Fein.
 Ich durchstreifte Sträuch und Heden,
 End' in Wäldern weit und nah
 Die Verstante meiner Seelen,
 Dennoch ist sie nirgends da.

Ich bestaunte selbst die Hirtin
 Bei den Heerden, bei den Mäulen,
 Die vielleicht der Liebe Wacht
 Ihn die kanten Städte nicht:
 Wißt ihr nichts von Phillis Spuren?
 Habt ihr nicht mein Kind erblickt?
 Nennt sie nicht mehr auf die Muren,
 Wo wir wanden Strank gepflückt?

Die ihr alles hört und sagt,
 Vult und Ach und Meut durchsagt,
 Ode, Zenne, Mend und Wind,
 Sagt mir doch, wo heßt mein Kind?
 Soll sie schon verachtet werden?
 Ist sie vielleicht betrad,
 Oder übt sie noch die Orden?
 O so triff ich bis ins Grab!

Sage selbst, entrißne Seele!
 Welcher Weinberg, welche Hölle,
 Welcher unbekante Wald,
 Ist anget dein Aufenthalt?

Sage mir, damit ich selge,
 War' es auch der Nilus-Strand,
 War' es auch die laute Woge,
 Sag' ich gern durch Eis und Sand.

Reich mir nichts Berichts zu geben?
 O, was ist das für ein Leben,
 Das ich 1790 ohne Sie,
 Als mein Joch, zur Bahre zieh'
 Himmel, laß dir nicht erst fluchen,
 Ich begehre Sie von dir!
 Bin ich nicht ein Ider im Süden?
 Phyllis lebt ja selbst in mir.

Studentenlieder.

I.

Das Haupt bekrant, das Glas gefüllt,
 So leb' ich, weil es Lebens gilt,
 Und pflege mich bei Heil' und Ruten!
 Nert, Amer, wirf den Fogen hin,
 Und sehm mich elisch zu bewertben,
 Wer weis, wie lang ich hier noch bin!

Nemm, bring ein nuchliches Cesse,
 Nemm, genk der Sorgen Panace,
 Ten gütigen Nectar, in Chrikallen!
 Lebt, wie die Reinen Fellen sehn!
 Mir kann kein bekrer Schmutz gefallen,
 Als die aus dieser Muidel gehn.

Mein Alter ist der Zeiten Staub,
 In kurzem bin ich Asch' und Staub,
 Was wird mich wohl hernach ergötzen?
 Es ist als fliehen wir davon.
 Ein Heiler muß das Leben schätzen,
 Trum seia ich dir, Anacreon.

Nicht Blumen, bringt Caden und Wein,
 Und schenkt das Glas geschrieben ein!
 Und sühet mich kalt heraufst ins Bett,
 Wer weiß, wer morgen lebt und trinkt?
 Was lebst mir mehr? wo bleibst Brunette?
 Geh, duß sie, weil der Tag schon knist!

II.

Wunder! laßt uns Lustia sein,
 Weil der Frühling währet,
 Und der Jüngst Zonnenstein
 Unser Vund verflüret!
 Grab und Grabre warten nicht,
 Wer die Keien jege bricht,
 Dem in der Mann bescheeret.

Unser's Lebens schnelle Muth
 Verbet keinen Muth,
 Und des Zeitkalt's Übermuth
 Macht ihr stetig Muth:

Zeit und Jahre fliehn dahin,
Und vielleicht kommt man schon
An unser Grabes Riegel.

Sie sind tiefe, sagt es mir,
Sie vor wenig Jahren
Oben alle, gleich wie wir,
Jung und frohlich waren?
Wie steht esch der Zeit,
Sie sind in ein ander Land
Aus dieser Welt gefahren.

Nur nach unsern Vätern fericht
Was den Hirdel fraun.
Ist Weisheit, so langh vermericht,
Wird ihm Antwort laun.
Wann uns doch der Himmel halt,
Ob die Morgenlede schallt,
In unsre Gräber tragen.

Unterdessen seht veramüet,
Zucht den Himmel waffen?
Trinkt, bis end das Bier behest,
Nach Manier der Allen,
Zeit! mit wasser oben das Blut,
Und da ankern sie milt laut,
Die Meere zu erhalten.

Tiefes Glöckchen bring' ich dir,
Dah du Viehe lebe,
Und der Nachwelt halt von dir
Einen Strich gebe!

Seht ihr andern gleichfalls an,
 Und wenn dieses ist geschehn,
 Ze seht der erte Weis!

Wanderlied.

Brüder, lemm und laß uns wandern,
 Gabe Leid und Lust gemein,
 Nimmst ein Wetter nach dem andern,
 Gist mir doch beständig sein!
 Der Betrüb vergangner Tage
 List viel zu Grinnema,
 Wir erdulden schwere Plage,
 Aber wir sind auch noch jung.

Gleiche Brüder, gleiche Sagen,
 Einerlei Gefahr und Muth:
 Sollt' uns auch der Feind ertappen,
 Kämpfen wir vor Ruhm und Mut.
 Wir sind allzeit freie Leute,
 Et uns gleich die Armut trüdt,
 Werden wir doch immer heute
 Durch adwinten Lech erwidt.

Nun, so in arden Städten
 Unter Sammt und Seide gehn,
 Müssen, wenn sie Blüthe treiben,
 Wetter Lurdt mit Bergen sehn.

Ihret Heil'gen Ehren und Würde
 Als ein Mantel der Gefahr
 Und sie werden bei der Würde
 Ihres Lebens kaum gewahr.

Zoo' es, Bruder, unterscheln,
 Zieh wir nicht weit besser dran!
 Unter Schatten sind nur Töbten,
 Tie man leicht kriechen kan!
 Nichts verneuert uns die Gemüther,
 Niemand bringt uns an das Loth,
 Hakt man uns so Ebr' als Vater,
 Habet unsre Heilung doch.

Bei dem lustigen Erzählen
 Hört uns keine Meide Lina,
 Wenn die Aebtern manden ausen,
 Hehn wir auf der harrten Bank.
 Sitz einfach in der Meichen Stände,
 Ebn gemeiner Thierheit an,
 Lassen heimlich in die Hände,
 Und besörtern unsre Ruh.

Out die Veracht ein Gharman,
 Zieht sie Tren und Weisheit an,
 E te ist es mit uns Armen
 Tod ist Zeit nicht gar gelhan!
 Verschmuth machs den Leib in Schanden,
 Gibt sich doch wohl thun die Zeit,
 Ta uns, was wir ausgesanden,
 Unarmene Ruß verleiht.

Froner.

I.

Die immergrüne Hoffnung.

An Veronesi.

Stürmt, tobt und raßt ihr Unglückswinde,
 Ist eure ganze Zornzeit!
 Verweht, verblüht so leicht als Rinde,
 Und brecht den Hoffungsbaum entzwei!

Dies Hagelstreich
 Tröst Stamm und Blätter,
 Die Wurzel bleibt,
 Bis Sturm und Regen
 Ihr Hüften leeren,

Da sie von neuem grünt und Aeste treibt.

Mein Herz zieht keinen Diamanten,
 Mein Wohl den Eiden wenig nach!
 Wenn Erd' und Himmel mich verbannten,
 So treu ich doch mein Ungemach.

Schlagt, bitter Feinde,
 Weicht, falschen Freunde!
 Mein Selbstemuth
 Ist nicht zu dämpfen,
 Traum will ich kämpfen,

Und sehn, was die Schicksal für Wunder thut.

Die Liebe idelt aus gelassenen Schalen
 Mir einen Wein zur Tagelust,
 Die Freundschaft mit guten Tadel zu salben,
 Und idelt mich in den Unglücksdunst.

Hier will ich krieger,
 Hier will ich hegen;
 Ein armes Jeld
 Dient meinem Schilde
 Zum Harrenbiste.

Bei dem ein Palmenbaum zwei Adler hilt.

Schänbia soll die Fassung bleiben,
 Schänbia lieh ich rich, mein Jund'
 Das vermaleinich die Tichter idreiben:
 Laß du war ich nicht herlich fimb.

Tas Hiert Schänbia
 Macht alles bantig,
 Was Gient beift.
 Tas härffte Jieber
 Giebt bald verüber.

Wenn man nur mit Giebt den Jreß verbeift.

Gut weiffe nicht an meiner Jene,
 Die als ein ewig helles Licht,
 Wenn ich des Lebens mich verzeife,
 Die Jinterniß der Gtader kridt.

Mein heitres Gtude,
 Ja fein Gtude
 Trennt mich von dir,
 Du fuchft die Meine,
 Ich bin der Feine.

Trum wird den Jtorein weg und Jtande mit

Zweit.

Nicht anders legt sich die Blumenkette an,
 Wenn ihr der nahe Venz die Wiederkunft erlaubet,
 Als meine Magdalis, von der man heute glaubet,
 Sie habe der Natur es weit zuvor gethan.
 Der Reiz, so nichts an ihr als vieles tadeln kann,
 Tag sie die Eckenheit auch mit ihrer Schönheit schraubet,
 Wird von der Majestät selbst des Geschicks bezaubert,
 Und forset nichts um sie vor seinen Völkern ab.
 Ach, wehgehaltes Kind! dein Haltetuch tröset mich,
 Weil es die Vinct der grünen Hoffnung trägt,
 Mein Wünschen sei erfüllt, mein Pitten habe dich,
 Mein Zenten deine Brust mit Oeangunst beweget!
 Da nun dein jartel Alet mir vieles weßend macht,
 So ist mein Auk bereits auf's Leben bedacht.

Dritt.

Wem stund, was wechelt du an meiner Heiligkeit,
 Die überschleichen doch in deiner Brust veripäret?
 Wie meiner Atern Mut nur einen Tropfen führt,
 Der sich nicht tausendmal für dich zu Herben freut,
 So wünsch' ich ihm den Aind, den Evals Aeten bedut,
 Und Cains Auk erlöset den Stern, so mich regieret!
 Doch dessen Auk in mir die reine Aath gebietet,
 Aetat nicht wie ein Planet dem Aetel deiner Aet.

Mein Zimble ist ein Ring, der Tausende: Sendet Ende,
 Denn wer nicht ewig liebt, der liebet nimmermehr.
 Mein Engel, suchst du nun den Argwohn kein Geber,
 So laß mir dein Herz in die getreuen Hände!
 Ich führe, riefen Edeln wird deinem Edeln
 Mein Rauber, kein Verlust, auch nicht der Tod entziehen!

4.

Germuthung.

Mein Herz, verzage nicht,
 Die Liebe macht's mit allen te!
 Ein Herz voll steter Pflichten
 Wird ohne Gram nicht lieb.
 Es fällt gar heimlich schwer.
 Ob uns das Stummmeer
 Zum süßen Friedenstafen bringt.
 Man umert, kauft und kauft
 An Muth und Sinn
 In Stürmen hin,
 Der Anker reißt die Hand,
 Todt ist nicht unruh und heft, da kommt gleichwohl aus Vant.

Was laß ich nicht um dich,
 Du mit in's Herz abgetragen Bild?
 Die Sehnsucht jagt mich
 So wie ein schüchtern Hild.
 Mein Leben ist nur ein Traum,
 Mein Herz ein Meeresthalm.

Die Angst der bangen Einsamkeit
 Begräbt mich vor der Zeit,
 Weil ich den Ruh
 Entbehren muß,
 Der so viel Voth verspricht.
 Doch hoff ich alles auszustehn, verlaß nur du mich nicht!

Verlaß nur du mich nicht,
 Du Engel, dessen treuer Geist
 Und helbes Angesicht
 Mir noch den Trost: Stern weis!
 Der Himmel wird einmal
 Uns nach so vieler Qual
 Der Bestimmung Eingekerkert verleißen,
 Und mich durch dich erlösen;
 Drum liebe still,
 Wie ich auch will,
 Und sich geduldig an,
 Die Strafe, so uns jehe traut, süßet unvermerkt zur Ruh.

Ich liebe meinen Schmerz,
 Weil du mein Engel Utschad bist!
 Du hast mein ganzes Herz,
 Dies raubt dir keine Wilt,
 Was bilde uns, daß man meint:
 Was jetzt unmöglich scheint,
 Das ist gewiß ein Hebrgang!
 Der Willensfana macht frant;
 Es rühret mich
 Ehen innerlich
 Ein Trieb der Hülllichkeit,
 Die mit dein künftiger Behn lenke dein Name dem.

Auf die Morgenzeit, bei Erinnerung Vronsteds.

Ich seh dich war, du annehmster Morgen,
 Und war nicht sonder Lütlichkeit,
 Jed' immer nur zu Fuß und Leib
 Heranamer Ruh und annehmlicher Zeiten!
 Denn wenn bei deinem Bild mir ins Gedächtnis fällt,
 Wie est dein helber Stern auf Vronsteds Wangen
 Durch seinen Widerschein mir verrost aufgegangen,
 So luh' ich einen Trost, der Reiz undummer hält.

Ich luh den Schlaf vergebens auf mich warten,
 Und wenn mein Reich die süßte Nacht
 Mit Ruh und Ruchern machet,
 So walt du mich abidreht noch in den Garten;
 Da trauelste mir erst das rechte Mauna-Weid,
 Noch reibet als dein Iban, vom allerlichsten Kunde,
 Da mach' ich effermals mit unferm süßen Kunde,
 Ich glaubt aus Eiferinder, Nutenen noch so reth.

Dies war ein Reiz der oftmals seltsamen Zeiten,
 Zu luh die Liebe widerstandt,
 Die Liebe, so auf nichts achtet,
 Als durch die Bahn des Lebens trod zu schreiten.
 Da hatt' ich noch ein Herz, dem konnt ich mich vertrauen!
 Da luh' ich keinen Joll, der nater tren Gedränge
 Durch Armeiden oder Reiz und Lugen unterbränge;
 Da luh ich est mit Reiz: Hier luh uns Dutenen kann!

Da lagst ich ihr die heimlichsten Gedanken,
 Und was auch ihr für Arcub und Oram
 Seest niemals auf die Bunge kam.
 Das brach vor mir des Hergens enge Schranken.
 Die Geister übten sich bei selbst aclaßner Ruh,
 An Ebery und Hedlichkeit einander zu besiegen,
 Die Sippen suchten auch ihr Theil davon zu kriegen,
 Und sprachen durch den auch einander feurig zu.

Ach, Schweitnig! ach, du Bild von Salems Thoren,
 Du Lustplatz meiner jungen Zeit,
 Die sich den Rufen ganz geweiht,
 Was hab' ich nicht mit dir ver Frieß und Heil verloren!
 Ich seh durch Ibran' und Angst (und sich, du bist nicht da!)
 Des Tages taufentmal mit wechret Angst umhülte,
 Als jen' achangnes Poff, das mit betrübtem Mide
 Die Gegend Canaans aus Habels Jentlern sah.

Jetzt hab' ich nichts, Bereruh und Angst zu stillen,
 Als etwan die Verwoiffungslust!
 Jetzt, was qual' ich selbst die Pruth?
 Verliert euch nur ihr angenehmen Grillen,
 Verliert euch, bis mir einß ein beßter Gadaßtern scheint,
 Jetzt will ich durch Gefahr mit Fleiß und Hoffnung wagen!
 Awei Fleißer helfen mit die schwere Bürde tragen;
 Die Verlicht in der Heb und hier mein treuer Arcund.

Bei der Heimkehr.

Du damals lieber Ort der treuen Yennere,
Wie gütlich rühst mich nicht der Anblick deiner Idere,
Weenst ich damals oft an ihrer Hand ispiert!
Dort wies ich schon den Mann, worauf wir uns versprochen,
Dort blüht der Altan vor, auf dem wir sechsja Wochen
Die Blätter hinstens Vicht achtern!

Seit tausendmal begrüßt ihr Aelter, Strauch und Blume,
Ihr könnt wohl vielen noch von dem ihr so viel Reime,
Se manches Vieh achert, so manchen Stuh achern!
Schinnt euch auf die Lust der besten Sommer-Nächte;
Was meint ihr, wenn mein Hünd' nur eine wieder brächte?
Das wird wohl nimmermehr achern!

Wie hab' ich aber nun mein Allerliebstes wieder,
Verzäh mir gar kein Gras das Vaget ihrer Glieder!
Ich trure keinen Schritt, die Sommerstuh ist leer,
Wie traurig schreinst du mir, du nicht mehr schöner Garten!
Du hast ja ween achert, was soll ich eintum warten?
Ach, Höl auch kide wieder der!

Tu schick mich in die Stadt, es treff ich desto schlimmer,
Der Huth, das Fell ist neu, ein Gast entweicht das Limmer,
Weron sech nicht als neu und unfre Vids kam!
Mein Gest wie ändert sich so viel in meina Leben!
Was wird nicht noch achern? I seht ich dies erfahren!
Wie war ich, rak ich Achterk nahm!

Gedenk an mich!

Gedenk an mich und sei gelieben,
 Mit dem, was Glück und Zeit bescheert!
 Wir werden noch einmal geliebet,
 Und scheinen solcher Prüfung werth.
 Die wahre Trennung erinnert dich:
 Halt an, halt aus und denk an mich!

Gedenke der vergangenen Tage!
 Wie mancher Streich, wie mancher Kist,
 Wie mancher Lust, wie mancher Plage
 Bereits damit vergangen ist?
 Gedenk an Allan, Hof und Herd,
 Nebel sich dir mein Herz erklärt.

Gedenk an unser Abschiednehmen,
 Insbesondere an die letzte Nacht,
 In der wir mit Gabel und Göttern
 Die hergen Stunden hingetracht!
 Gedenk auch an den treuen Schmutz,
 Der best aus deinen Lippen lach.

Gedenk an mich an jedem Morgen,
 Und wenn die Sonne täglich weicht!
 Gedenk an mich bei Reich und Sorgen,
 Mein Wissen macht sie süß und leicht!
 Verleht dich auch der Mithras' Stid;
 Der beste Treu: Gedenk an mich!

Gedenk auch an die frohen Zeiten,
 Die noch in Wunsch und Zukunft sind!
 Die Perle wird uns glücklich leiten,
 Das Lieb und Trenn den Kranz gewinnt.
 Ein Augenblick vergnügter Oh!
 Besahlt ein Jahr voll Angst und Weh.

Gedenk auch an mein heut'g Müssen,
 Es giebt der Hoffnung frische Kraft,
 Es wird dein Warten trösten müssen,
 Es nähert die alte Leidenschaft!
 Doch denk auch endlich, liebli zu mich,
 Allzeit und überall an dich!

8.

Abschied.

Schweig du doch nur, du Hälfte meiner Brust,
 Denn was du weinst, ist Blut aus meinem Herzen!
 Ich taumle so und hab' an nichts mehr Lust,
 Als an der Angst und den getreuen Schmerzen,
 Demut der Etern, der unsre Liebe trennt.

Die Augen brennt.

Die Lärlichkeit der innerlichen Qual
 Erlaubt mir kaum ein ganzes Wort zu machen;
 Was dem geliebt, um welchen Heil und Strahl
 Bei heft'ger Lust in meinem Leben strahlen,
 Gedacht auch mir durch dieses Tenner-Wort:

Nun muß ich fort!

Nach harter Schlupf, der unsre Ruinen weinat,
 Des Meißes Ruhm in fremder Luft zu gründen,
 Und der auch mich mit Aurcht und Angst umringt,
 Welch Balsam kann den tiefen Nih verbinden?
 Den tiefen Nih der mich und dich zulezt
 In Summer lezt.

Der Abschiedslup verlicht mein Paradies,
 Aus welchen Zeit mich und Verbängniß treiben:
 So viel lieber dein Antlitz Sonnen wies,
 So mancher Nih wird jetzt mein Schrecken bleiben.
 Der Hecsel wackelt und spricht von deiner Tren:
 Sie ist vorbei!

Verzich mir doch den Krameln gegen dich,
 Der kränzig liebt, dem macht die Aurcht Neth dange.
 Der Menschen Herz verändert wunderbarlich:
 Der weiß, wie bald mein Geist die Fest empfangt:
 Tak die, so mich in Gegenwart geküßt,
 Entfernt verläßt.

Gerst einmal wie ichn wir vor gelebt,
 Und wie geheim wir unsre Lust genessen:
 Da hat kein Neth der Reizung widerstrebt,
 Demit du mich an Hals und Brust gekloßen:
 Da sah uns auch der selbst erwünschter Nuh,
 Mein Nächstes zu.

Gernung! ich muh, die Haterglode schlügt!
 Glaub' an mein Herz, und nimm von meinem Rande
 Ten Abschiedslup! Die Aurchte, so er trägt,

Sind Ruh und Licht bei mancher bösen Stunde,
 Und lies, so eilt dein Gram die Leute Nicht,
 Mein Abschiedslied.

Grünzte sich zum ersten meiner Lust,
 Und nährte sie mit süßem Angedenken!
 Du wirst betrübt — dich ist die Abschiedsleidenschaft,
 So muß ich dich zum erstenmale tranken!
 Und festest mich der erste Gang von hier,
 So hier ich dir!

9.

Zweiter Abschied.

Du darfst mich, du allerhöchste nicht!
 Du süßst mein Weh, ich leide keine Schmerzen,
 Du Glück und Leid so lange grausam staut,
 Nur mit dem Leben getreuer Seelen überstaut.
 Du leichst viel, doch gibst der Trennung Schmerz!
 Ich leide mehr.

Ich leide mehr als Jemand kann und glaubt,
 Ich muß von dir, der dich macht schwere Plagen!
 Ich ich den Treu, den dir mein Abschied raubt,
 So wird mein Herz auch gewisslich wund geschlagen.
 Du leichst mich treulich getrennt als Frau:

Das ist genug.

Das ist genug die Unruh zu verleben,
 Die Verden fränkt und mich in ihr verzehret.
 Ach, sollt ich bald davor zu Grabe geben,
 Ich würde wohl so heftig nicht bekümmert.
 Aber weh, was kommt? vielleicht bedrückt der Tod
 Die lange Noth.

Die lange Noth ist dennoch nicht so hart,
 Uns, werther Schatz, dem Geiste noch zu trennen.
 Erwartet mich statt deines Arms der Satz.
 So soll mir doch der Reid den Nachruhm gönnen,
 Daß leicht kein Mensch so rein als ich geliebt,
 Obgleich betrübt.

Obgleich betrübt, dennoch unverzagt!
 Der Himmel wirt, wer will mit diesem janken?
 Rebin mich auch mein hart Verhängniß jaat.
 Da bleibst du ein Trostbild der Gedanken,
 Nicht zu mir nicht, so hoch ich Lieb' und Eh'
 Von Kind, ich geh.

Ergebe dich drein! Es blüht auch nah und fern,
 Ein schneller Wind kann leicht das Wetter ändern.
 Mein Vaterland verlaßt mir Müd und Stern.
 Dies blüht vielleicht in unbekannten Ländern.
 Mein Heiß ist froh, nur dich noch zu erheben,
 Viel auszusuchen.

Niel auszusuchen, und gleichwohl froh zu sein,
 Vermag kein Geist, den Lieb und Ruhm nicht härten.
 Nimm, gute Nacht! mein Anblick mehrt die Pein!

Ad kann die Angst an Leib' und Sprache messen,
 Zieh mich noch an, und lebe wohl und friedlich:
 Du dankest mich!

Die leutzende Geduld.

Morgen wird es besser werden,
 Alle schaut mein schmaler Brust,
 Den die Wunde der Peinigen
 Hebet allen Abgrund reißt.

Aber ach, wenn bricht der Morgen
 Und das Licht der Hoffnung an,
 Da ist die so langen Tagen
 Nach und nach verfallen Lahn.

Edelheit auf den Auerbänken
 Bedenke dich mit Müß und Ruh,
 Dies, mein unaufhörlich Strömen,
 Vast mir keinen Schlummer zu.

Niemant hat mein schweres Verden,
 Tief vergräbt sich Vast und Pein,
 Himmel laß mich doch verstreuen,
 Der dich mit Zennendein!

Feid gerüßet!

Umgüßet euch, stecht Vöchter an,
 Und steht auf muntren Füßen,
 Wie Menschen, die auf ihren Herrn
 Bei Nacht-Zeit warten müssen!
 Damit sie, wenn er kommt und klopft,
 Ihm guten Empfang machen,
 Weist solchen Anzeichen, die dem Herrn
 Wie in der Zukunft machen.

Es komme zeitig oder spät,
 So wird er sie ergehen,
 Und vor deraelichen treuen Dienst
 An volle Tafeln setzen.
 Glaubst aber, wüß' ein guter Wirth
 Die Stunde trebet Diebe,
 Tak er überab mit Anacht und Licht
 Am Fenster nachsam kliebe!

Und darum seid auch ihr bereit
 Zu wachen und zu beten,
 Und schreut euch einen Augenblick
 Von eurem Fess zu treten!
 Die Stunde, da des Menschen Leben
 Bald zum Gericht erdrehet,
 Kann leicht dieselbe Stunde sein,
 Die ihr am mind'sten meinet.

Abendlied.

Abermals ein Theil vom Jahre,
 Abermals ein Tag verbracht!
 Abermals ein Brett zur Bahre
 Und ein Schritt zur Gruft gemacht.
 Alle nähert sich die Zeit
 Nach und nach der Ewigkeit,
 Alle müssen wir auf Erden
 In dem Tode ruhen werden.

Herr und Schöpfer aller Dinge!
 Ter du mit den Tag verleben,
 Höre, was ich thranend singe,
 Laß mich würdig nieder knien.
 Nimm das Abendopfer hin,
 Das ich heute schuldig bin!
 Denn es sind nicht (diebste) Tünden,
 Welche mich dazu verbinden.

Ireuer Vater! deine Güte
 Heißet überdewenglich art,
 Traum erankte mein Gemuthe,
 Sprich mich ledig, frei und los!
 Wieh der Ruhe stets Geber,
 Denn dein knecht verspricht nunmehr,
 Dein Gehep, deinen Willen
 Nach Vermögen zu erfüllen.

Das Verdienst der vielen Tünden,
 Die mein Heiland scharf gefühlt,
 Dat in seinen Todsstunden
 Deine Jerngluth abgeseht.

Schweig, wenn dieses Votsgeld
 Meiner Seele die Waage hält,
 Und brichst mich im Schlafe
 Durch kein Aufbot deiner Strale.

Gute Nacht, ihr eillen Sorgen!
 Ich beachte meiner Ruh,
 Jesus schliefet bis auf Morgen
 Auge, Thür und Kammer zu.
 Samtes Vagat, sei gegrüßt!
 Weil du dessen Vorbild bist,
 So ich vermoleinst im Grabe
 Sicher zu erwarten habe.

Freitabend.

Der Freitagabend ist gemacht!
 Die Arbeit schlaf, der Traum erwacht,
 Die Sonne führt die Pferde trinken.
 Der Erdkreis wandert zu der Ruh,
 Die Nacht trübt ihm die Augen zu.
 Die ich dem süßen Schlafe weiden.

Ich, Scheyter! keine Creatur,
 Wenne, daß ich auf der Eyn
 Der Zünder diesen Tag gewandelt,
 Ich habe kein Verbot verlegt,
 Mich dir in allem widerlegt,
 Und wieder meine Pflicht gehandelt.

Todt weilt ein Luthers Vaterhuld
 Viel tausend Jentner meiner Schuld
 Durch dein Erbarmen überwieget,
 So gib Gnade vor das Recht,
 Und gürne nicht auf keinen Hocht,
 Der sich an deinen Füßen schmiegelt.

Der Reichte solat das Gnadenwort:
 Zieh auf mein Zehn und wandere fort,
 Die Missethat ist zu erlassen!
 Drum laß mein Glaube ganz getrost,
 Mit Welt und Saten leben erbest,
 Bei deiner Wahrheit Anker lassen.

Mein Abendgast ist ein Lied,
 Das dir zu danken sich bemüht.
 Die Brust entzündet Andachtsleiden,
 Stählt ein rücker Wandtaltar,
 So mach die Verbitung wahr:
 Gott heilet die gescklaunten Herzen.

Tu beher Anwalt sein Ehr!
 Der in den Schwaden mächtig ist,
 Nimm und verführe meine Sade!
 Beweise, daß dein theures Gut,
 Was ich verbrochen, wieder gut
 Und auch die Sünde selig machet.

Tu weilt der Wahrheit breite sich
 Mit reinen Gaben über mich!
 Dein Wort sei meines Anker Kunde!

Vergehn mir dem Unanendlichen
Auf meinen Wegen, daß ich nicht
Mir selber zur Verdammniß leuchte.

Tas mure Samet sinkt auf dem Stuhl,
Tsch, wo ich ruhig schlafen will,
So muß ich deinen Engel bitten;
Der kann durch seine starke Macht
Mich vor dem Unathem der Nacht
Von meine Vagerrast befreien.

Daruf eines seligen Kindes aus der Ewigkeit

an seine hochbetrübten Eltern.

(Im Traume.)

Krent, werthe Eltern, meine Leide
Mit Rosen, Nelken und Jasmin,
Und laßt die lieblichen Blumensträuße
Auf meiner frühen Bahre blühen,
Nachdem der Engel Engel-Wagen
Mich ins geliebte Land getragen.

Nu mir erlaßt ihr mit Erbarmen
Den schwersten Kampf der letzten Noth,
Es sanften die geschwächten Arme
Mit Jammer, Hnuch, Angst und Tod,
Und durch die abgewichenen Mieder
Viel Schmerz und Grief hin und wieder.

Neh' bald euer Ort in Züchten,
Und weilt euch aller Treut' entziehen,
Da meiner Armut schartes Jochen
Der Glück' ist zu weilen ichien,
Es acht' euch jede nur zufrieden,
Das Glück' ist mit mir verchieden.

Vast Fellen statt der Thränen fallen,
Die Huchstuch brandt sie in mein Kleid.
Ach! beriet ihr die Vieder schallen,
Woran sich jetzt mein Ehr' erweist,
Ihr würdet euch des Maaßens schämen,
Und um mein Gluck' wohl nicht aramen.

Was soll' ich euch für Ruh' und Stummer
Vielleicht auf Erden noch gemacht,
Wesern mich nicht der letzte Schlummer
Zu jettu in die Ruh' gebracht?
Wie mancher Zeigen und Leidenswerben
Entladet euch mein Grab auf Erden!

Leht bin ich der Gefahr entzogen,
Nenut die Vist der heien Welt,
Zu wie des wilken Meeres Wegen,
Die Jugend oft in Noarund ichnell.
Leht lann mich weiler nichts verführen,
Aber mich nicht mehr verlieren.

Vast alle dem entsetzten Weibe
Das Kleid der grünen Hoffnung an,
Tenn weil ich euch zum Leitvertreibe
Auf Erden nicht mehr dienen lann,

Es werd' ich hier bei Eulens Schätzen
 Euch einmal recht mehr zeigen.

VielAGENTWE in eurer Kammer
 Ein Trichsel oder Kleid von mir,
 Es deckt dabei an meinen Jammer,
 Mit diesem Frohe: Wen von hier!
 Von hier, wo Herrlichkeit und Leben,
 Mein nichtmich schwaches Haupt umgeben.

Hier wird die eingefallne Schüssel
 Mit Mani und Marbeit angefüllt;
 Bei euch ist aller Reichthum eitel,
 Da hier mein Reichthum ewig gilt,
 Mein Reichthum, der noch wenig Tagen
 Ten besten Ruder eingetragen.

Es rührt mich weder Luth noch Schreden
 An Gottes weiser Allmacht's Hand,
 Was wir hier hören, sehn und schmecken,
 In euren Zinnen unbekannt,
 Ach! gönnt doch euren lieben Lebne
 Die Freiheit vor des Vammes Thron.

Veht den, durch dessen Vater Güte
 Mein jütlid' Areni sohalt veracht,
 Und glaubt, daß mein getreu Gemüthe
 Der Welt auch euer Lob erbittet,
 Hier rühm ich mit dem reinsten Trieb
 Die Gerechtigkeit mit erwiesner Liebe.

360. letzten Danke steht für Allen,
 Und lebt mit in den Himmel nach,
 So weit sich alle Schwermuth stüllet,
 Demit ich euch das Beste brach.
 Vult wohl, und wünscht ihr mehr zu hören,
 So kommt sein bald zu unsern Thoren.

Fliegen.

Alles eilt zum Untergange,
 Nur mein hart Verhängniß nicht.
 Warter Himmel! ach wie lange
 Laßt du kein erdendliche Nicht?
 Zieh er mir schnell erscheinen,
 Er se sich ihm bald sein Amt!
 Ob mich ein verzeihend Heimen
 Ged in arduer Ged verbannt.

Ach, ein Mensch von irdischem Sinne,
 Mann mir kann nicht unterstehen,
 Falsch ich kaum adeln können,
 Wenn die Hellen heber sein.
 Mensch und Mut behalt im Zornigen
 Der die Vernunft das Geht,
 Was die Vernunft lebt im Geht,
 Und doch steht es unerbitt.

Vult ich Becht im Gemüthe
 Der an den Vatern Vult,
 So vergib ich mich der Güt
 Deine treuen Vaterhuth.

Nur ach! so mußt du haben,
 Große Blumen, Oerz und Sinn,
 Laß ich bei den Zehnabdrück-Zunten
 Tod nicht selber Ruhe tun.

Immer bist, die noch drager leben,
 Hing mit Vollerz Zhaben thun:
 Die bist zu im Oinde idreiben,
 Hing in ihrem Zdrücke ruh.
 Die verfuhrten heinen Zagen,
 Nur in Zehn auf meinen Laß,
 Manteln, wie die Theten pflegen.
 Tod gerath es überall.

Ich leinige mich hingegen,
 Prande des Verhantes Kraft,
 Nur bunt' mich nach Vermogen
 Ihm Oetult und Hülfschaft.
 Oeidenet in allen Zaden
 Auch mein bister Wohlthut bist,
 Laß ich die in Zug, waden,
 Die mir bist und idrlich bist.

Abschied.

(Für den Abiur und Schiener.)

Du lebe wohl mit allen Zerstern,
 Du ehmal's werthes Vaterland!
 Du treuest bei so nahen Wintern,
 Ich wünschte dir nur auch Bestand.
 Was hat zu wohl mein Geist zu danken?
 Marianna, Schande, Leid und Haufen,
 Und Freunde die kein Noth gestand'
 Ja mußte ich denn bei den Trauben
 Oskende Schicksal machen,
 Die waren außer gehnt.

Niehtan! so sollt die Platten,
 Die Nothheit und Verthut regiert!
 Hier sind die weichen Feiner Vassen
 Von welchen all mein Hnald ruht.
 Hier sind sie: Vasser, laide Plinde,
 Tustufen, Linder, lere Zündke,
 Und Schwane, so die Nothheit haben,
 Kind und Geist im Dend tragen,
 Ich suchte um die Rasse ichlagen,
 Und Noth und Peinl an sich aben!

In hoch Strug und Aeralanden,
 Ten aller Stellen Anbent hat!
 Ter Rake pandig, man wagt die Lauben,
 Ter Reide hebet per Armen Valt.

Was thun die unbekannten Jüden?
 Sie trüben sich in theuren Pöden,
 Und lauern heimlich in die Cner,
 Wo wem, Gott geh, ein Purio der Tinner,
 Der Hausrichter aber grüner
 Als unter Mälen Verboet wär!

Die Mästen sitzen an dem Jelle,
 Betrachtnen Leben und Betrübnis:
 Was soll das Den? Was gilt die Stelle?
 So trübt man in Zusammenkunft,
 Was sag ich von dem Trauungimmer?
 Ob Ehenien ist nur Leidenzimmer,
 Sie heißen Leide, sie sind nur Trauung,
 Und die noch etwas Thräne haben,
 Die können nicht von fremden Thüren,
 Und nehmen alles Hind herum.

Tief ist ich vor jener Leiden
 Dem Grund der Verwundung an,
 Die Mann und Weibheit einmal werden,
 In die um aller Zeit gehen.
 Ja, Beden nur nicht bin und nicht
 Noch wenig tren und fange Todest,
 So trübt ich: Vord, du bist nicht weis,
 Ich so am Best dein Glück erhebt,
 Und bist du einen Herz erhebt,
 Ist die noch unter Mann verhebt!

Ich trübt, ich trübt, es klappt von Thoren,
 Und Noth und Treib ich über dich,
 In einem vielleicht nur fremden Thoren,
 Ich wüßte es nicht, Gerecht an mich!

Du machst mich lachen und wehnen,
 Ich hab' mir Platz bei den Klammern,
 Nur ich, neben der Schwärze ruht'
 Und steht zum Stand von meinen Auen,
 Ich mag von dir nichts mehr anrufen,
 Ze mir mit dein Wort voll Licht'

